



«Ökologisch, ökonomisch und sozial
nachhaltige Ernährung –
Situationsbericht 2006»



«Ökologisch, ökonomisch und sozial
nachhaltige Ernährung –
Situationsbericht 2006»





Inhaltsverzeichnis

4

Vorwort	6
Zusammenfassung	7

Teil A: Produktions- und Marktverhältnisse im Jahr 2006

A1 Die landwirtschaftliche Produktion im Jahr 2006	10
Abbildung 1: Tägliche Sonnenscheindauer (2005 / 2006)	10
Abbildung 2: Lufttemperatur (Tagesmittelwerte) (2005 / 2006)	11
Abbildung 3: Tägliche Niederschlagsmenge (2005 / 2006)	12
Abbildung 4: Entwicklung der Kartoffelproduktion (1990 – 2006)	13
Abbildung 5: Entwicklung der Preise für Schlachtschweine (1993 – 2006)	14
A2 Die landwirtschaftliche Gesamtrechnung	18
Tabelle 1: Landwirtschaftliche Gesamtrechnung (1995 – 2006)	20

Teil B: Harte Arbeit, karger Verdienst – Working Poor in der Landwirtschaft

B1 Einkommenssituation	24
Abbildung 6: Entwicklung der Einkommen je Familienarbeitskraft	24
Abbildung 7: Entwicklung des Arbeitsverdiensts in der Landwirtschaft und der Vergleichseinkommen (2000 – 2005)	26
Abbildung 8: Arbeitsverdienst der Familienarbeitskräfte nach Regionen (2000 – 2005)	27
B2 Rentabilität	27
Abbildung 9: Working-Poor-Quote der landwirtschaftlichen Familienarbeitskräfte und der Erwerbstätigen in der Schweiz	28
Abbildung 10: Working Poor der landwirtschaftlichen Familienarbeitskräfte nach Regionen und Grössenklassen der Betriebe (Mittelwert 2002 – 2004)	29
B3 Synthese: Lage des Sektors	30
Abbildung 11: Entwicklung der Gesamtkapitalrentabilität (2000 – 2005)	30
Abbildung 12: Anteil Betriebe mit positiver Gesamtkapitalrentabilität nach Regionen (2000 – 2005)	31
Abbildung 13: Entwicklung der Eigenkapitalbildung (2000 – 2005)	32
B4 Zusammenfassung und Standpunkte	32
Abbildung 14: Anteil Betriebe mit negativer bzw. ungenügender Eigenkapitalbildung (2000 – 2005)	33
Abbildung 15: Situation in der Schweizer Landwirtschaft bezüglich Einkommen und Eigenkapitalbildung (Mittelwert 2002 – 2004)	34



Teil C: Nachhaltige Ernährung über die Grenzen hinweg

C1 Einleitung	38
Abbildung 16: Schweizer Pro-Kopf-Verbrauch nach Nahrungsmittelgruppen (1934 – 2004)	38
Abbildung 17: Inlandanteil nach Nahrungsmittelgruppen (1964 – 2004)	39
C2 Ein Blick auf den Lebensmittelverbrauch des Durchschnittsschweizers	40
Abbildung 18: Entwicklung des Inlandanteils von Fleisch (1964 – 2004)	40
Abbildung 19: Herkunft des in die Schweiz importierten Fleisches (Mittelwert 2004 / 2005)	41
Tabelle 2: Import von Tomaten im Jahr 2005	42
C3 Importe von Lebensmitteln	43
Abbildung 20: Module für die Ökobilanzierung von Gemüseeinkäufen	43
Abbildung 21: Soziökonomische und ökologische Bewertung der Nachhaltigkeit des Weizenanbaus in fünf Ländern	44
Tabelle 3: Graue Energie in Lebensmitteln	45
C4 Beispiel «Almería»	46
Abbildung 22: Satellitenbild Südspanien 1974 und 2004	46
C5 Einfluss der Akteure	47
Abbildung 23: Megatrends im beginnenden 21. Jahrhundert	47
C6 Qualität Schweiz	50
Abbildung 24: Logo Suisse Garantie	50
C7 Synthese und Schlussfolgerungen	51

Teil D: Anhang

Anhang 1: Definition der Indikatoren	56
Anhang 2: Literaturverzeichnis Teil C	56

Impressum

Mitarbeit am Situationsbericht	58
---------------------------------------	-----------



Vorwort

6

Der jährliche Situationsbericht des Schweizerischen Bauernverbandes ermöglicht im ersten Teil einen Blick zurück auf das vergangene Landwirtschaftsjahr. Neben den Erntemengen, Produktions- und Marktverhältnissen widmet er sich im zweiten Teil jeweils der wirtschaftlichen Situation der Bauernbetriebe. Der dritte Teil ist ein jährlich wechselnder Schwerpunkt. Im vorliegenden Situationsbericht ist es das Thema «nachhaltige Ernährung». Für einmal sind nicht die Nahrungsmittelpyramide oder die Auswirkungen einzelner Nahrungsmittelinhalte auf unsere Gesundheit gemeint. Vielmehr geht es um den Vergleich der Nachhaltigkeit von inländischen und importierten Nahrungsmitteln. Mit ihrem Kauf- und damit Ernährungsverhalten haben es die Schweizer Konsumenten in der Hand, die landwirtschaftliche Produktion zu steuern und zu deren Nachhaltigkeit beizutragen.

In vielen Ländern der Welt ist die Nahrungsmittelproduktion mit sozialen Problemen behaftet und wirkt sich negativ auf die Umwelt aus. Sie ist somit nicht nachhaltig. Indem wir diese Nahrungsmittel in die Schweiz einführen, sind wir dafür mitverantwortlich. Wir importieren, weil unsere Konsumenten das ganze Jahr ein breites Angebot erwarten, weil bestimmte Nahrungsmittel nur in gewissen Gegenden produziert werden können oder weil die Nahrungsmittel aus dem Ausland günstiger sind als unsere. Eine nachhaltige Ernährung setzt voraus, dass der Konsument bewusst einkauft und wo immer möglich saisonale und frische Produkte aus der Schweiz bevorzugt.

Die Schweizer Landwirtschaft erbringt neben der Bereitstellung von hochwertigen und nachhaltig produzierten Nahrungsmitteln

zur Versorgung unserer Bevölkerung weitere bedeutende Leistungen. Im Gegensatz zu den Nahrungsmitteln sind diese nicht aus dem Ausland «importierbar». Die Landwirtschaft erhält unsere natürlichen Lebensgrundlagen und pflegt die Kulturlandschaft. Sie hält zudem den ländlichen Raum und damit verbundenen Traditionen am Leben und trägt zur dezentralen Besiedlung unseres Landes bei. Für diese gemeinwirtschaftlichen Arbeiten erhalten die Bauernfamilien finanzielle Unterstützung vom Staat. Im Rahmen der AP 2011 werden in den nächsten Monaten die agrarpolitischen Weichen für die Zukunft gestellt. Wie sie in den vergangenen Jahren bewiesen hat, ist die Landwirtschaft nicht grundsätzlich gegen Reformen. Damit diese aber sozial verträglich ablaufen und die Landwirtschaft ihren vielfältigen Aufgaben nachkommen kann, muss ein vernünftiges Tempo angeschlagen werden. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil zusätzlich ausserpolitisch diverse Herausforderungen (mögliches Agrarfreihandelsabkommen mit der EU, WTO-Verhandlungen) vor der Türe stehen, die mittel- bis langfristig den Druck verstärken werden.

In diesem Umfeld ist in erster Linie etwas gefragt: Einigkeit innerhalb der Landwirtschaft. Wir müssen uns nicht selbst Konkurrenz machen damit es spannend wird!

Hansjörg Walter
Präsident
Schweizerischer Bauernverband

Jacques Bourgeois
Direktor
Schweizerischer Bauernverband



Zusammenfassung

7

Dieser Situationsbericht besteht aus drei Elementen: Im ersten Teil A werden die Produktions- und die Marktsituation des Landwirtschaftsjahrs 2006 geschildert. Teil B beleuchtet das Problem der Working Poor in der Landwirtschaft und die kritische wirtschaftliche Situation auf den Betrieben. Der Schwerpunkt dieser Publikation ist Teil C, der sich mit nachhaltiger Nahrungsmittelproduktion befasst.

Im Landwirtschaftsjahr 2006 machte das Wetter erneut Kapriolen und zeigte sich von seiner extremen Seite: Entweder war es sehr nass oder sehr trocken. Dies erforderte von den Bäuerinnen und Bauern spezielles Geschick und Geduld. Unter den schwierigen Bedingungen litten vor allem der Futterbau und die Kartoffelproduktion. Auch beim Gemüse und Obst waren die Erträge niedriger, höhere Preise glichen die Ausfälle unter dem Strich finanziell aber wieder aus. Die Marktlage beim Schlachtvieh war durchgezogen, die Situation bei der Milch ruhig.

Die wirtschaftliche Situation der Landwirtschaftsbetriebe spitzt sich weiter zu, wie Teil B aufzeigt. Nachdem die Einkommen in der Landwirtschaft während dreier Jahre leicht stiegen, sank der Jahresarbeitsverdienst pro Familienarbeitskraft im Jahr 2005 von zuletzt 36 700 auf 33 800 Franken. Tiefere Preise und Erträge, je nach Produktionszweig, sowie höhere Kosten für Treibstoffe, Pflanzenschutzmittel, Versicherungen und Personal waren dafür verantwortlich. Ausserhalb der Landwirtschaft lagen die durchschnittlichen Einkommen der Arbeitnehmenden 2005 bei 67 200 Franken. Dieser Wert wird von 91% der Bauern-

arbeitskräfte nicht erreicht. Entsprechend hoch ist in der Landwirtschaft der Anteil des sogenannten Working Poor. Als Working Poor werden Personen bezeichnet, welche in einer Familie leben, deren Einkommen nach Abzug der Steuern und Sozialversicherungsbeiträge unter der offiziellen Armutsgrenze liegt. Die durchschnittliche Working-Poor-Quote der Schweiz lag im Jahr 2004 bei 6,7%. In der Landwirtschaft hingegen variiert sie je nach Jahr zwischen 20% und 30%. Die grosse Schwankung zeigt, dass sich viele Familien hart an der Grenze bewegen und rund ein Viertel nicht einmal die materiellen Grundbedürfnisse befriedigen kann. Ein weiterer Viertel befindet sich in einer finanziell ungesicherten Lage.

Da 50% aller Betriebe bereits heute auf der Kippe stehen, ist das angeschlagene forsche Reformtempo des Bundesrates in der AP 2011 unverantwortbar. Die Landwirtschaftsbetriebe hätten zusätzliche Einkommenseinbussen von über 20% zu verkraften. Um die wirtschaftliche und soziale Situation der Bauernfamilien nicht weiter zu verschlechtern, müssen die Vorlagen zur AP 2011 korrigiert werden. Zusätzlich sind Massnahmen zur Senkung der Produktionskosten nötig. Die landwirtschaftlichen Familienbetriebe und die von ihnen erbrachten vielfältigen Leistungen sind sonst ernsthaft bedroht. Sicher, die Nahrungsmittelproduktion könnte dem Ausland überlassen werden. Andere, wie die Landschaftspflege oder die Belebung des ländlichen Raums, können wir nur selber an die Hand nehmen. Doch man soll keine Illusionen haben: Neben der Abhängigkeit vom Ausland sind importierte landwirtschaftliche Rohstoffe häufig mit diversen sozialen und ökolo-

gischen Schattenseiten behaftet. Diese Kehrseite zeigt der Schwerpunkt dieses Situationsberichtes auf.

Der Teil C geht der Frage nach, wie die Qualität von Lebensmitteln und eine nachhaltige Landwirtschaft zusammenhängen. Dabei werden die Beziehungen zwischen Umwelt, Landwirtschaft und ethischen Aspekten sowie die verschiedenen Akteure und ihr Handlungsspielraum beleuchtet. Grundsätzlich hat sich unser mengenmässiger Nahrungsmittelkonsum in den letzten Jahren nicht mehr stark verändert. Die Herkunft der Lebensmittel dagegen schon: Fast die Hälfte unseres Essens stammt heute aus dem Ausland. Wir importieren, weil wir nicht alles oder nicht in genügender Menge oder nur saisonal im Inland produzieren können. Wir importieren aber auch, weil wir bei gewissen Nahrungsmitteln höhere Kosten bei Produktion und Verarbeitung haben und deshalb nicht mit den ausländischen Konkurrenten mithalten können. In der Theorie führt der Handel mit Gütern zu einer Verbesserung der wirtschaftlichen Situation sowohl für das importierende als auch für das exportierende Land. Die Praxis sieht anders aus: Weltweit gesehen verursacht die globalisierte Ernährungswirtschaft einen bedeutenden Teil der Umweltbelastung. Dazu kommen soziale und wirtschaftliche Probleme der in der Landwirtschaft Arbeitenden. Nahrungsmittel aus Schweizer Produktion garantieren Qualität und Sicherheit und sind somit auch Garant für ökologische Nachhaltigkeit und soziale Fairness. Eine nachhaltige Ernährung setzt aber neben einer nachhaltigen Landwirtschaft auch ein nachhaltiges Einkaufsverhalten der Konsumenten voraus.



Teil A

Teil B

Teil C

Anhang



Teil A: Produktions- und Marktverhältnisse im Jahr 2006

Extremes Wetter prägte das Jahr 2006: Entweder war es sehr nass oder extrem trocken. Besonders der Futterbau und die Kartoffelproduktion litten darunter. Bei Gemüse, Obst und Weintrauben machten die höheren Preise die geringeren Erträge ziemlich wett. Der Schlachtviehmarkt entwickelte sich ebenfalls sehr unterschiedlich. Gesamthaft war die Lage für Bankvieh, Kühe und Kälber günstig, bei den Schweinen hingegen war das Ende der Preiskrise noch nicht absehbar. Geflügelfleisch und Eier profitierten von einer relativ stabilen Situation. Auch der Milchmarkt war insgesamt ausgeglichen und das Angebot liess sich problemlos absetzen. Dies bei leicht höheren Preisen als im Vorjahr. Der Produktionswert der Landwirtschaft sank gesamthaft um 2,7% auf 10,009 Milliarden Franken. Auch die Nettowertschöpfung ging in derselben Grössenordnung auf 2,669 Milliarden zurück. Kaufkraftbereinigt betrug sie im Jahr 2006 rund die Hälfte des Wertes des Jahres 1990.

AI DIE LANDWIRTSCHAFTLICHE PRODUKTION IM JAHR 2006

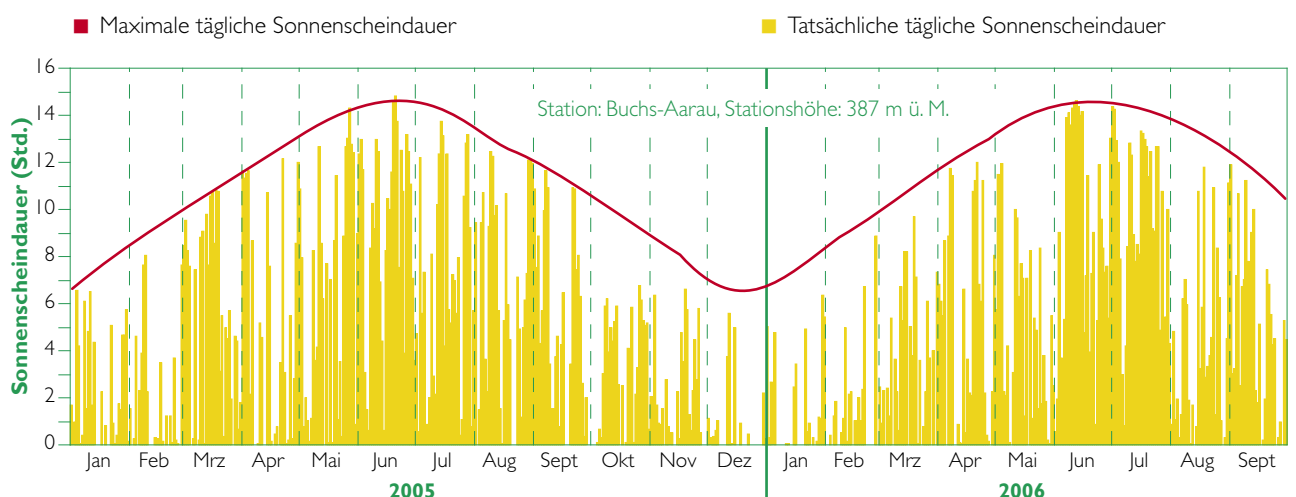
Wetter 2006: Von einem Extrem ins andere

Nach dem kältesten Winter seit 21 Jahren liess der Frühling lange auf sich warten. Der März war auf der Alpennordseite nass, sonnenarm und als vierter Monat in Folge zu kalt. Erst gegen Ende März kamen vorübergehend die insbesondere von den Gemüsebauern ersehnten wärmeren Tage. Die Niederschläge setzten sich im April fort, sodass Mitte April die Felder wassergesättigt waren. Erst zum Monatsende kamen die Obstbäume zum Blühen. Insgesamt war der April am Ende aber durchschnittlich zu warm. Im Gegensatz zur Alpennordseite klagte die Südseite über fehlende Niederschläge. Nur wenigen Bauern in den frühen Lagen gelang es, in der ersten Maiwoche das Heu unter Dach zu bringen.

Die übrigen mussten im regnerischen Mai viel Geduld haben. Ende Mai fiel nochmals Schnee bis 600 Meter über Meer. Mit der Sonne Anfang Juni konnte endlich das Futter eingebracht werden. Der Juni war sehr warm mit einem ersten Hagelzug Ende des Monats, der grosse Schäden anrichtete. Auch der Juli war heiss und in der ganzen Schweiz zu trocken. Insbesondere in den Bündner Südtälern und im Tessin verdorrte das Gras. Ende des Monats fielen die Temperaturen um 15 Grad und auf den Alpenpässen lag der erste Schnee. Der August war dann auf der Alpennordseite extrem sonnenarm, deutlich zu kalt und in fast allen Landesteilen sehr nass. Es schneite mehrmals bis unter 2000 Meter über Meer. Der September brachte schliesslich wieder trockenere und sommerliche Tage (Abb. 1–3).

Abbildung 1: Die Monate Juni und Juli 2006 zeichneten sich aus durch ausserordentlich viel Sonnenschein.

Quelle: MeteoSchweiz.





Futtermangel vor allem in der Südschweiz

Die grossen Wetterschwankungen wirkten sich auf den Futterbau aus. Infolge der Frühjahrsnässe konnte der erste Grasschnitt erst erheblich verspätet ab dem 6. Juni eingebracht werden. Der zweite Schnitt fiel spärlich aus oder verdorrte in der Julihitze. Um die geringe Futterernte je nach Bedarf mit Importhheu zu ergänzen, senkte das Bundesamt für Landwirtschaft per 1. August den Importzoll für Heu von neun auf vier Franken pro 100 Kilogramm. Umfangreiche Heuimporte behoben den Futtermangel. Im sonnigen September entspannte sich die Lage auf dem Futtermarkt dank der guten Emd- und Grassilageernte.

Umlagerung von Brot- zu Futtergetreide erreicht

Erstmals war im Jahr 2006 die Fläche für Futtergetreide grösser als diejenige für Brot-

getreide. Die Ziele des Schweizerischen Getreideproduzentenverbandes konnten also erfüllt werden, bauten doch die Landwirte rund 7000 Hektaren weniger Brotweizen, aber rund 8000 Hektaren (doppelte Menge des Vorjahres) mehr Futterweizen an. Die Hektarerträge waren bei der Gerste gut, beim übrigen Getreide nur mittelmässig. Die Ernte konnte meist vor dem Schlechtwetterumschlag eingebracht werden. In der Folge waren das Hektolitergewicht und die Backqualität hoch. Die Brotgetreidepreise blieben unverändert. Beim Körnermais dürften wegen der Trockenheit im Juli und der damit verbundenen Futterknappheit rund 2000 der insgesamt 20000 Hektaren vorzeitig in den Futtertrog gewandert sein. Im Übrigen wurden wiederum viele Maisfelder von Krähen und Wildschweinen heimgesucht. Gesamthaft wurden mit rund 440000 Tonnen (davon 390000 Mahlware) 10% weniger Brot-

getreide und mit rund 575000 Tonnen 3% mehr Futtergetreide als im Vorjahr geerntet.

Dank Flächenausdehnung genug Raps

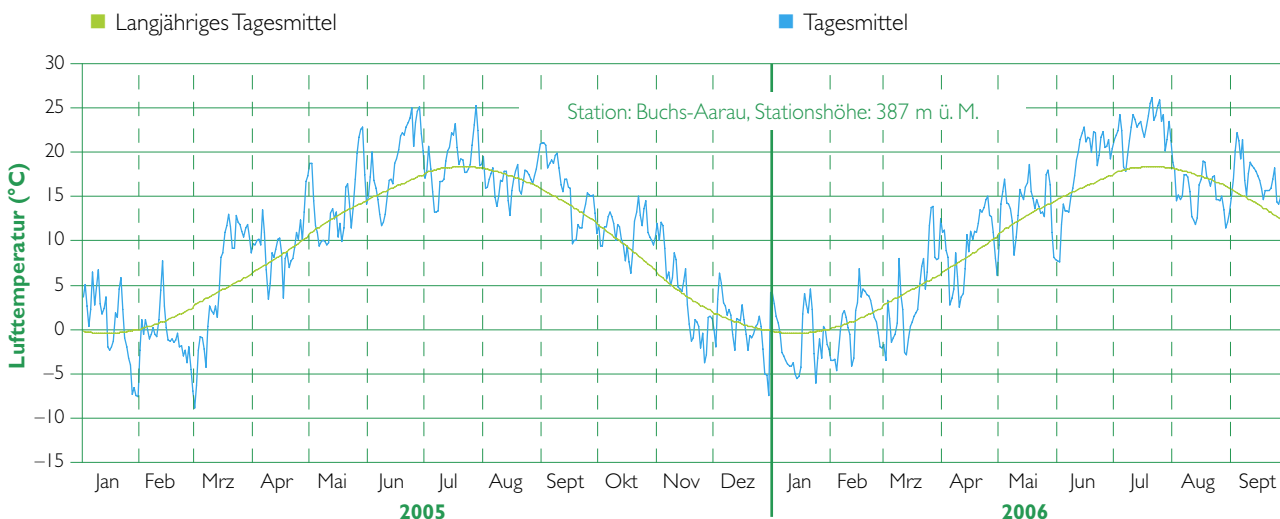
Für die Ernte 2006 teilte der Schweizerische Getreideproduzentenverband den interessierten Landwirten für den Anbau und die Lieferung 54000 Tonnen Raps für den Speisesektor zu. Trotz Auswinterungsschäden und nur mittelmässigen Erträgen konnte dank einer Flächenausdehnung eine Rapsenernte von 56000 Tonnen eingebracht werden. In der Folge werden rund 2000 Tonnen zu Biodiesel verarbeitet.

Grosser Kartoffelmangel

Die Kartoffelsaison 2006 stand von Anfang an unter einem schlechten Stern: Der nasse Frühling verzögerte das Auspflanzen und das Wachstum. Der heisse Juli schliesslich

Abbildung 2: Im Juni, Juli und September 2006 lagen die Temperaturen eindeutig über den Normalwerten.

Quelle: MeteoSchweiz.





liess die Kartoffeln neue Knollen austreiben. Die erste und zweite Generation der Knollen waren für den Speisesektor nicht geeignet. Da die Kartoffelfläche zudem um 400 Hektaren sank (**Abb. 4**), wurde die Gesamternte mit 390 000 Tonnen rund einen Viertel unter dem langjährigen Durchschnitt geschätzt.

Trotz der schwierigen Situation einigten sich die Vertreter von Produktion, Handel und Industrie innerhalb der Branchenorganisation swisspatat auf gemeinsame Preise und Übernahmebedingungen. Die Übernahmebedingungen wurden ausnahmsweise leicht gelockert und die Herbstpreise im Mittel um rund 4 Franken je 100 Kilogramm angehoben. Die Industrie hatte bereits zuvor für Kartoffeln zur Sofortverarbeitung 7.50 Franken je 100 Kilogramm mehr bezahlt. Der Bedarf konnte jedoch nicht vollständig

gedeckt werden, sodass die Importmenge anstieg.

Aufgrund des verspäteten Saatzeitpunktes und der Julihitze zeichnete sich auch eine magere Zuckerrübenenernte mit einem unterdurchschnittlichen Zuckergehalt ab, sodass die Zuckerproduktion auf rund 180 000 Tonnen eingeschätzt wurde.

Gemüseproduktion zweimal vom Hoch ins Tief und zurück

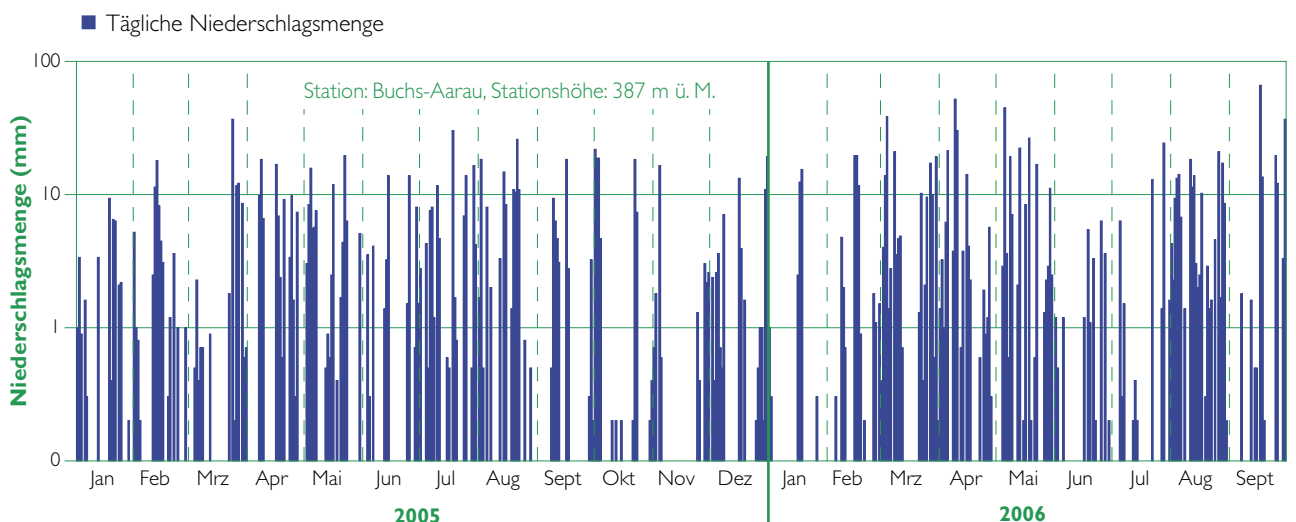
Die Gemüsesaison begann gut. Ende Februar präsentierte sich die Marktlage bei allen Lagerprodukten zufrieden stellend. Die kalte erste Märzhälfte und das regnerische Wetter danach verzögerten das Ausbringen der Setzlinge und das Wachstum der Kulturen. Mitte April hatte die Freilandproduktion einen Rückstand von 2 bis 3 Wochen und die Qualität der

Ware liess vielerorts zu wünschen übrig. Besonders gravierend waren die Überflutungen von grossen Gemüsekulturen im Seeland. Bis Anfang Juni war Inlandgemüse Mangelware.

Die ab Juni einsetzende Wärmeperiode tat den Gemüsekulturen gut. Danach konnte der Markt ausreichend bis gut versorgt werden. Wassermangel führte jedoch in der zweiten Julihälfte zu Misswuchs. Betroffen waren sowohl Freiland- als auch Gewächshauskulturen. Die extremen Wetterbedingungen erforderten erheblichen Mehraufwand und hohe Energiekosten.

Der Niederschlag zu Beginn des August war für die Produktion sehr willkommen. Die Kulturen erholten sich aber nur langsam. Im Verlaufe des August fehlte wieder Ware, insbesondere Bohnen, Salat, Gurken

Abbildung 3: Von Herbst 2005 bis Herbst 2006 verzeichneten die Niederschläge grosse Schwankungen mit langen Niederschlags- und langen Trockenperioden. Quelle: MeteoSchweiz.





und Zwiebeln. Beim Kopfsalat gab es mancherorts auch Ausfall durch Fäulnis. Das allgemein knappe Angebot hielt bis zum Herbst an, da auch die Importware sehr teuer beziehungsweise kaum vorhanden war. Zu Beginn des Herbstes normalisierte sich die Lage wieder.

Der Verkaufserlös der Produzenten dürfte insgesamt annähernd demjenigen des Vorjahres entsprechen. Die Einbussen bei der Menge konnten durch die höheren Preise einigermaßen wettgemacht werden.

Gute Marktvoraussetzungen beim Obst

Für einmal konnten die Kirschen bei nahezu optimalen Bedingungen gepflückt werden

und kein Gewitter liess die reifen Früchte platzen. Die Menge fiel eher mittelmässig aus, dafür war die Qualität ausgezeichnet. Sehr wenige Früchte fanden als Brennkirsch den Weg ins Fass.

Die geschätzte Tafeläpfelernte lag etwa 1% über jener des bereits durchschnittlichen Vorjahres. Nach wie vor entfällt gut die Hälfte der Ernte auf die drei Hauptsorten Golden Delicious, Gala und Jonagold.

Bei der Tafelbirnenernte gab es gegenüber dem Vorjahr mehr Conférence, gleich viele Williams und weniger der übrigen Sorten.

Obwohl beim Mostobst gegenüber 2005 eine um annähernd 60% höhere Menge

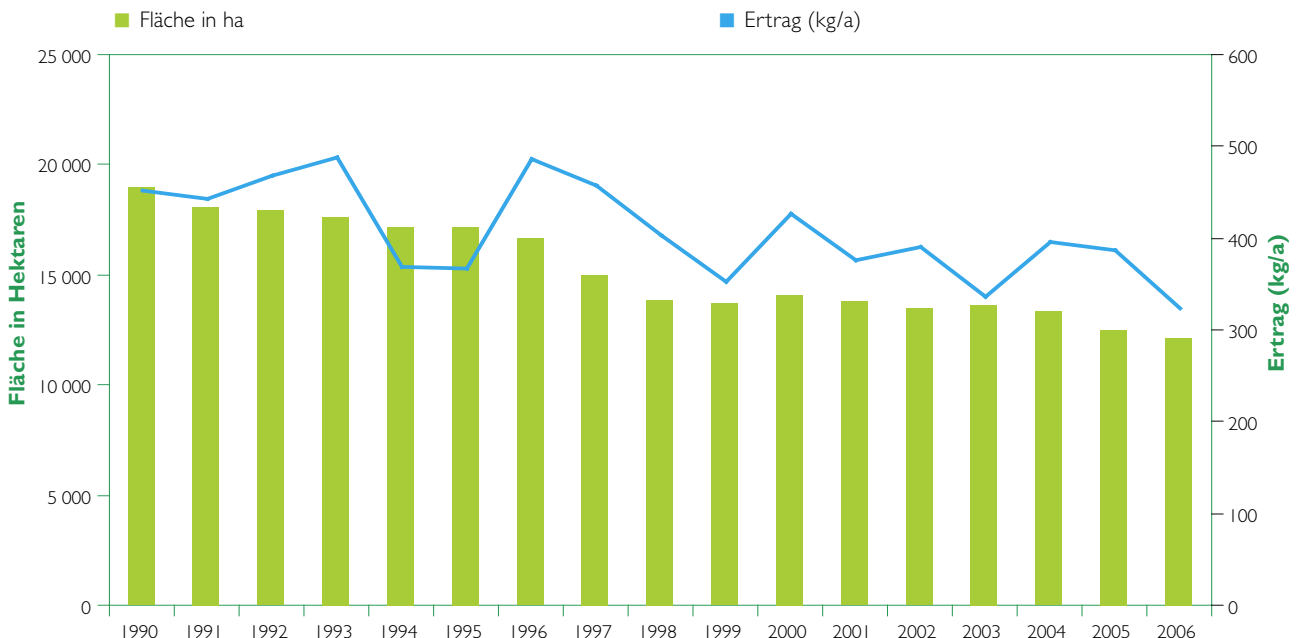
erwartet wurde, dürfte die Ernte leicht unterdurchschnittlich bleiben. Trotz der guten Nachfrage einigten sich Produzenten und Abnehmer angesichts des harten Konkurrenzkampfes auf dem Getränkesektor auf unveränderte Preise.

Mengenmässig durchschnittliche Weinernte zu erwarten

Von der gesamten Rebfläche der Schweiz von 14 900 Hektaren entfielen im vergangenen Jahr 43% auf weisse und 57% auf rote Rebensorten.

Beiträge an die Sortenumstellung wirkten sich weiter auf die Bepflanzung der schweizerischen Rebflächen aus. Die Flächen der Sorten Chasselas, Müller-Thurgau, Pinot

Abbildung 4: Kartoffelfläche (nach einem kontinuierlichen Rückgang) und Kartoffelertrag (nach einem üblichen Auf und Ab) haben im Jahr 2006 einen Tiefstand erreicht.





noir und Gamay gingen zurück, während Gamaret, Merlot und neuere Sorten sich ausdehnten.

Der Jahrgang 2006 wuchs in den meisten Regionen viel versprechend heran. Nach dem späten Austrieb erfolgte die Blüte unter günstigen Bedingungen. Die Trockenheit in den Monaten Juni und Juli wurde von den Reben im Allgemeinen gut überstanden. Der August brachte die notwendige Bodenfeuchtigkeit zurück und der sonnige Herbst die notwendige Wärme für die Reife. Die von den Produzenten zur Qualitätsförderung rigide Mengenbeschränkung liess eine Erntemenge von 1,14 Millionen Hektolitern Weinmost erwarten.

Dies entspricht einer leichten Abnahme (-1%) gegenüber dem 10-Jahres-Mittel.

Die Importe verlagern sich zunehmend von den billigeren Fass- zu teureren Flaschenweinen. Der Markt gibt damit den inländischen Produzenten Recht, die hochwertige Qualitätsweine zu erzeugen. Trotz des starken Wettbewerbes sollten deshalb die Preise mindestens gehalten werden können.

Relativ hohe Nutzviehpreise

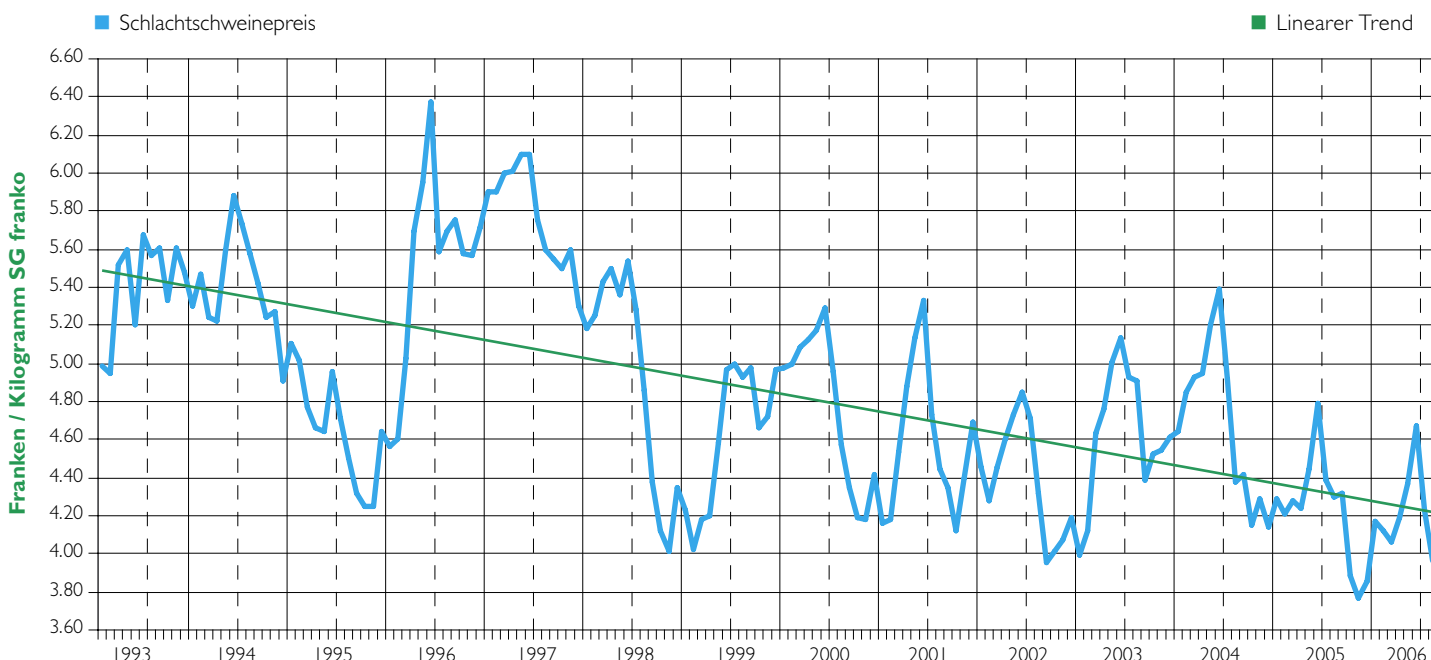
Dank der guten Nachfrage auf dem Milchmarkt, guten Preisen für grosses Schlachtvieh und Schlachtkälber sowie dem nicht allzu grossen Angebot waren die Erlöse für Milchkühe an den öffentlichen Auktionen

relativ hoch. Vom Frühjahr (rund 3250 Franken je Milchkuh) bis im August (3400 Franken) stiegen sie stetig, sodass 100 bis 200 Franken je Stück mehr als im Vorjahr gelöst werden konnten.

Unterschiedliche allgemeine Lage auf dem Schlachtviehmarkt

2006 war der Schlachtviehmarkt von zwei verschiedenen Tendenzen geprägt. Im Rindviehbereich war die Situation erfreulich. Das Angebot lag zum Teil knapp, zum Teil ziemlich deutlich (+8% beim Bankvieh im ersten Halbjahr) über jenem des Vorjahres. Dank regem Konsum konnten aber trotzdem gute Preise gelöst werden. Ganz anders präsentierte sich der Schweine-

Abbildung 5: Seit Anfang 1993 bis Ende 2006 zeigt die Entwicklung der Monatspreise für Schlachtschweine (bis 2001 konventionell, ab 2002 QM), franko Schlachthof, einen eindeutigen Abwärtstrend.





und Ferkelmarkt. Das Angebot war leicht grösser als im Vorjahr und die Preise lagen während des ganzen Jahres unter den bereits sehr tiefen Vorjahresnotierungen.

Bankviehmarkt freundlich

Die Situation auf dem Bankviehmarkt präsentierte sich positiv. Nach einem etwas unruhigen Jahresbeginn blieb der Markt bis im April stabil und die Preise stiegen auf rund 8.50 Franken für T3-Muni. Das sind 9% mehr als im Vorjahr. Ab April sank die Nachfrage und die Preise gerieten unter Druck. Die folgende Phase von Preissenkungen wurde gestoppt durch die Verbilligung von Vordervierteln durch die Proviande. Die Preise konnten so stabilisiert werden. Der nasse, kalte August kurbelte den Markt erneut an und das Bankvieh avancierte zur meistgesuchten Ware auf dem Schlachtviehmarkt. Ein erneuter Preisanstieg war die Folge, wenn er auch später einsetzte als im Vorjahr. Im Grossen und Ganzen kann von einem guten Bankviehjahr gesprochen werden mit höherem Angebot, gutem Konsum und erfreulichen Preisen. Die Importe von Edelstücken fielen infolge des hohen inländischen Bankviehangebotes gegenüber dem Vorjahr geringer aus. Im Durchschnitt wurde bis Ende August rund ein Viertel weniger eingeführt als im letzten Jahr.

Kühe knapp

Der Schlachtkuhmarkt zeichnete sich im Jahr 2006 durch eine gute Nachfrage und ein knappes Angebot aus. Obwohl der Kuhbestand im Vorjahr erstmals wieder leicht gestiegen war, blieb er auf einem tiefen Stand. Bedingt durch den Preiszerfall gegen Ende des Vorjahres lagen die Schlachtkuhpreise zu Beginn des Jahres fast 1 Franken unter den Vorjahrespreisen. Nach

einem rasanten Anstieg pendelten sich die Preise ab April auf dem hohen Niveau von rund 6.60 Franken ein. Die Nachfrage war so gut, dass auch die kurzfristig höheren Angebote nur einen geringen Einfluss zeigten. Die guten Preise hatten zur Folge, dass vermehrt leerfleischige Kühe aufgekauft und ausgemästet wurden. Die Importe von Verarbeitungsfleisch ohne Knochen lagen 2006 etwa 5% höher als im Jahr zuvor. Um die grosse Nachfrage zu decken, wurden zusätzlich rund 2500 Tonnen Schlachtkörper von Verarbeitungstieren importiert.

Sehr gute Situation bei den Kälbern

Für die Kalbfleischproduzenten war die Marktlage ebenfalls sehr gut. Ein erster Preisrutsch konnte vom Markt aufgefangen werden. Als Reaktion auf den nächsten starken Preisfall in der ersten Aprilhälfte beschloss das Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) auf Antrag der Proviande eine Einlagerungsaktion für Kalbfleisch. Diese entspannte die Marktsituation kurzfristig. Doch schon Anfang Juli wurde eine zweite Einlagerungsaktion nötig. Diese räumte den Markt relativ gut ab und die Preise stabilisierten sich. Das Angebot blieb weiterhin klein und die Nachfrage zog an. Im ersten Halbjahr lagen die Preise mehr als 1.60 Franken oder plus 13% über denjenigen des Vorjahres. In der ersten Jahreshälfte 2006 wurden vom BLW 250 Tonnen Kalbfleisch zum Import freigegeben. Wegen der Unterversorgung im August beantragte Proviande für September 300 Tonnen Kalbfleischimporte.

Schweine: zu grosses Angebot

Mit grösseren Schwierigkeiten kämpfte dagegen der Schweinemarkt. Die Preise lagen zwar nur wenig, aber doch während

des ganzen Jahres tiefer als im bereits sehr schlechten Vorjahr. Obwohl die Preise lange auf tiefem Niveau verharrten, blieb das Angebot zu gross. Das schöne Grillwetter im Juni und Juli wirkte sich positiv auf den Schweinemarkt aus. Der nasskalte August drückte die Nachfrage aber wieder. Das entstandene Überangebot konnte bis im September nicht abgebaut werden. Die schlechte Marktsituation führte bei einigen Produzenten zu Spekulationen. Die Schweine wurden frühzeitig angemeldet, in der Hoffnung, dass die Tiere bei einem Rückstau trotzdem im optimalen Gewichtsbereich geschlachtet werden. Dies führte dazu, dass ungewöhnlich viele untergewichtige Schweine geliefert wurden. Zudem wurden oft zu viele Schweine angemeldet, damit bei Überhängen wenigstens ein Teil übernommen wurde. Die so generierten «virtuellen Schweine» liessen das Angebot noch grösser erscheinen und verstärkten die Preisabschläge (**Abb. 5**).

Ferkelabsatz stockte

Die Ferkelproduktion lag zwar nur wenig über derjenigen des Vorjahres. Trotzdem waren die Preise um fast ein Viertel tiefer. Doch auch das tiefe Preisniveau kurbelte den Absatz nicht an. Anfang Juli sanken die Preise auf den Tiefstand von 4 Franken, wo sie lange verharrten. Zu Beginn September folgte dann ein weiterer Abschlag auf den historischen Tiefstand von 3.80 Franken. Auch hier kam es zu Spekulationen: Die Jäger wurden oft frühzeitig angemeldet, was dieselben Folgen wie bei den Schlachtschweinen hatte.





Schafe in etwa ausgeglichen

Etwas kleinere Schlachtungen und leicht tiefere Preise als im Vorjahr kennzeichneten den Schaf- und Lämmermarkt. Die mangelnde Nachfrage während des Winters stieg auf Ostern hin an und es kam sogar zu einem Lieferengpass. Somit liessen sich höhere Preise realisieren. Interessanterweise nahm die Nachfrage nach Ostern nicht so stark wie gewöhnlich ab. Durch das gleichzeitig knappe Angebot stiegen die Preise. Im Herbst mit Jagdsaison und Alpabzügen sowie im Winter kamen sie aber unter Druck.

Geflügelfleisch startete unter schwierigen Voraussetzungen

Nach den Turbulenzen infolge der Umstellung des Importsystems auf die Versteigerung der Geflügelfleischimporte in den Jahren 2004 bis 2006 wurde der Geflügelfleischmarkt in der zweiten Jahreshälfte 2005 von der sich ausbreitenden Vogelgrippe durchgeschüttelt. Trotz Drosselung der Produktion um 2,9% und der Einfuhren um 1,6% im Jahr 2005 kam es zu einer Erhöhung der Lagerbestände. Zu Jahresbeginn 2006 wurde die Produktion deshalb weiter zurückgefahren. Bis Ende Juli wurde 12% weniger Pouletfleisch produziert als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Erst das gute Grillwetter im Juli liess die Lager schwinden. Nachdem der Produzentenpreis für Poulets im Jahr 2005 um 2,5% gesunken war, konnte er mit der wesentlich geringeren Produktion im laufenden Jahr lediglich stabil gehalten werden. Wie labil der Geflügelfleischmarkt ist, zeigte die Ankündigung der Micarna SA, welche vier Fünftel der inländischen Truten übernimmt, die Produktionsverträge auf Mitte 2007 zu kündigen.

Eierproduktion im Aufwind

Die inländische Eierproduktion stieg nach dem Wachstum Ende 2005 um 0,8% in der ersten Hälfte des Jahres 2006 um weitere 3,7%. Diese Produktionserhöhung liess die Produzentenpreise um rund 2 Rappen je Ei sinken. Der Eiermarkt wurde im September 2006 als stabil beurteilt.

Milchmarkt ausgeglichen

Trotz guter Nachfrage wurde von Jahresbeginn bis Juli weniger Milch vermarktet als im entsprechenden Vorjahreszeitraum. In den ersten sieben Monaten lagen die Inland-Milchanlieferungen um rund 14 100 Tonnen oder 0,7% unter dem entsprechenden Vergleichswert. Diese Zurückhaltung hing mit dem Vermeiden von Überlieferungsabgaben zusammen. Das im April endende Milchjahr 2005/06 schloss dennoch mit 3,191 Millionen Tonnen Milch, was 0,025 Millionen Tonnen mehr als die Kontingentsmenge ist (inkl. Zonenmilch). Die Milchleistungssteigerung vermochte den stetig sinkenden Milchkuhbestand aber dennoch nicht zu kompensieren.

Der Milchmarkt war insgesamt ausgeglichen. Das Angebot konnte problemlos vermarktet werden. Bei der silofrei produzierten Milch für die Käsefabrikation bestand teilweise sogar eine Unterversorgung. Der Mehrbedarf an Milch für wertschöpfungsstarke Produkte – Molkeprodukte wie auch Käsespezialitäten im Inland und Export – führte dazu, dass die Reguliervermarktung beim Vollmilchpulver fast vollständig ausgesetzt wurde und auch die Butterproduktion stark zurückging.

Im ersten Halbjahr flossen 41% der Milch in die Käseproduktion, 19% in die Konsum-

milch-, Joghurt- und Milchgetränkeherstellung, 16% in die Fabrikation von Dauermilchwaren, Halbfabrikaten und Milchspezialitäten, 17% in die Butterherstellung und 7% in die Rahmbereitung. Der erneute deutliche Verbrauchsrückgang bei der klassischen Konsummilch wurde durch den spürbaren Mehrabsatz von Joghurt und Milchgetränken aller Art mehr als kompensiert.

Gemäss den jüngsten Angaben nimmt auch wieder der Konsum von Trinkmilch, neben Joghurt und Milchgetränken, je Kopf der Bevölkerung zu. Leicht höher war auch der Verzehr von inländischem Käse, vor allem auch von Frischkäse. Der Butterabsatz war demgegenüber leicht rückläufig, Rahm blieb konstant.

Der Verband der Schweizer Milchproduzenten (SMP) stellte beim Verhalten seiner Mitglieder einen Widerspruch fest: Einerseits war die Milch am Markt sehr knapp, andererseits waren etliche Milchproduzenten bereit, beim Zuschlag von Mehrmengen einen Teil ihrer Milch für nur 50 Rappen je Kilogramm zu «verscherbeln». Dieses Marktverhalten liess sich nur teilweise mit der einzelbetrieblichen Grenzkostenrechnung erklären. Es wurde deutlich, dass auf dem Markt das Recht des Stärkeren spielt. Spielte einer der grossen Milchverarbeiter ein bisschen mit seinen Muskeln, so hatten unzureichend organisierte und schlecht informierte Milchproduzenten nicht den Hauch einer Chance.

Im Milchjahr 2006/07, das am 1. Mai begann, blieben die Lieferrechte (inkl. Zonenmilch und bewilligte Mehrmengen) mit 3,17 Millionen Tonnen ungefähr gleich hoch. Damit der Markt in den eher milchknappen



Herbst- und Wintermonaten genügend versorgt werden konnte, wurden die Produzenten im Sommer aufgerufen, die Einlieferungen gegen den Herbst um 1% bis 2% zu erhöhen.

Der beschlossene Stützungsabbau des Bundes von 58 Millionen Franken bei den Zulagen (-3 Rappen je Kilogramm Verkäsungszulage, -1 Rappen je Kilogramm Siloverzichtszulage) und 64 Millionen Franken bei den Beihilfen (davon 20 Millionen bei Milchpulver und 30 Millionen bei Butter) war für die Produzenten einschneidend. Die Umwälzung der nicht mehr gedeckten Kosten wurde soweit möglich in jenen Marktsegmenten angestrebt, in denen Preiserhöhungen nicht mit einem Anteilsverlust bezahlt werden müssen.

Bereits im Frühjahr hatten die SMP-Delegierten beschlossen, den Stützungsabbau beim Milchfett zu etwa 30% aus dem Milchstützungsfonds (MSF) abzufedern, indem Mittel für den Butterungsrahm eingesetzt werden. Weil dieser zu etwa gleichen Teilen aus Molkereien und gewerblichen Käsereien stammt, kommt diese Stützung allen Produzenten zugute. Weiter wird damit indirekt das Niveau für die übrigen Rahmpreise (Konsum- und Kaffeerahm, Rahm im Speiseeis) gestützt. So kann der Preis auf der gesamten Milchmenge um 1,2 Rappen pro Kilo Milch verbessert werden. Bei einem Einsatz von gut 8 Millionen Franken bleiben somit netto 30 Millionen Franken Milchgeld vom Abbau verschont.

Die Produzentenpreise lagen während der ersten vier Monate mit rund 3 Rappen je Kilogramm deutlich unter denjenigen des Vorjahres. Ab Mai waren sie auf Vorjahreshöhe beziehungsweise leicht darüber. Im Juli wurden für die Verkaufsmilch ins-

gesamt durchschnittlich 72,2 Rappen je Kilogramm bezahlt, gegenüber 71,9 Rappen je Kilogramm im Juli 2005, 74,3 Rappen je Kilogramm im Juli 2004 und 74,5 Rappen je Kilogramm im Juli 2003.

Mit einem Produktionswert von schätzungsweise 2,3 Milliarden Franken trug die Milch nahezu einen Viertel zum Produktionswert der landwirtschaftlichen Erzeugung bei.





A 2 DIE LANDWIRTSCHAFTLICHE GESAMT- RECHNUNG

Der Produktionswert der Landwirtschaft betrug im Jahr 2006 gemäss der Schätzung des Bundesamtes für Statistik 10,009 Mia. Franken. Davon stammten 48,8% aus der tierischen und 42% aus der pflanzlichen Produktion. Die restlichen 9,2% brachten die landwirtschaftlichen Dienstleistungen und die nichtlandwirtschaftlichen Nebentätigkeiten ein (**Tab. 1**).

Bei einer genaueren Betrachtung der einzelnen Produktionszweige zeigen sich unterschiedliche Entwicklungen. Innerhalb des Pflanzenbaues schlossen fast alle Positionen sowohl gegenüber dem Mehrjahresdurchschnitt als auch gegenüber dem Vorjahr schlechter ab. Witterungsbedingt war das Jahr vor allem für den Futterbau und die Kartoffelerzeugung ungünstig. Demgegenüber verzeichneten der Obst- und insbesondere der Weinbau einen eindeutigen Mehrwert. Innerhalb der tierischen Produktion wurden die Rückgänge bei der Milch und bei den Schweinen (bedingt durch die tiefen Preise) durch die guten Schlachtviehpreise beim Rindvieh weitgehend kompensiert.

Tiefer bewertet als im Vorjahr wurde der durchschnittliche Wert der landwirtschaftlichen Dienstleistungen. Dies insbesondere deshalb, weil rund zwei Drittel der Milchproduzenten per 1. Mai 2006 aus der Milchproduktion ausstiegen, was zu einer starken Abnahme der verpachteten Milchkontingente führte. Weil die Spezialisierung weiter zunimmt, stieg der Wert der

erbrachten landwirtschaftlichen Dienstleistungen (Lohnarbeiten). Die Erhöhung vermochte aber die negativen Auswirkungen der Milchkontingentsabnahme nicht zu kompensieren.

Ein deutlicher Anstieg liess sich bei den nichtlandwirtschaftlichen Nebentätigkeiten beobachten. Diese Position weist auf die steigende Bedeutung von Tätigkeiten und Dienstleistungen in der Paralandwirtschaft hin, sei es die Verarbeitung von Fleisch oder von Milch auf dem Hof, Direktverkauf, Ferien auf dem Bauernhof oder die Haltung von Pensionspferden.

Die Ausgaben für Vorleistungen waren tiefer als im Vorjahr. Dies liess sich vor allem auf die tieferen Futterpreise zurückführen. Andererseits erhöhten sich die Aufwendungen für Energie, Schmierstoffe, Dünger, Bodenverbesserungsmittel und für die Instandhaltung von baulichen Anlagen.

Die Nettowertschöpfung sank analog zum langjährigen Trend um rund 4%. Werden von der Nettowertschöpfung weitere Produktionskosten wie die Löhne und Aufwendungen für die Pacht- und Bankzinsen abgezogen sowie die Transferzahlungen an die Landwirtschaft dazugezählt, so gelangt man zum Nettounternehmenseinkommen. Dieses belief sich im Jahr 2006 auf 2,669 Milliarden Franken. Das entspricht einer Reduktion gegenüber dem Vorjahr von 2,8%. Betrachtet man den Rückgang des Nettounternehmenseinkommens kaufkraftbereinigt seit 1990, so ergibt sich gesamthaft eine Abnahme um 50% oder um 3,2% pro Jahr.





Tabelle 1: Der Produktionswert der Landwirtschaft sank 2006 gegenüber dem Vorjahr um 2,7%.

Landwirtschaftliche Gesamtrechnung (1995 – 2006) gerundet auf Mio. CHF; Quelle: BFS; Berechnungen: SBV.

Rubrik	1995	2000	2005	2006 ^a	1990–2006 ^b (Periode)	Veränderung	
						1990–2006 ^b (jährlich)	2005–2006 ^c (jährlich)
Produktionskonto							
Getreide	904	620	470	441	-69,7	-4,4	-6,1
davon: Weizen, Roggen	532	361	264	261	-63,8	-4,0	-1,0
Handelsgewächse	248	263	287	267	-19,1	-1,2	-7,0
davon: Ölsaaten und Ölfrüchte	83	65	90	88	-22,0	-1,4	-2,4
Zuckerrüben	129	166	155	139	-25,8	-1,6	-10,1
Futterpflanzen	1 351	1 233	1 308	1 001	-51,1	-3,2	-23,4
davon: Futtermais	165	172	127	109	-59,6	-3,7	-14,4
Erzeugnisse des Gemüse- und Gartenbaus	1 353	1 336	1 290	1 277	-16,8	-1,0	-1,0
davon: Frischgemüse	447	468	510	514	5,3	0,3	0,7
Pflanzen und Blumen	906	868	780	764	-27,0	-1,7	-2,1
Kartoffeln	242	207	171	156	-56,1	-3,5	-8,7
Obst	606	658	518	579	-35,9	-2,2	11,7
davon: Frischobst	298	366	297	326	-21,7	-1,4	9,9
Weintrauben	308	292	221	252	-48,0	-3,0	14,2
Wein	352	425	411	453	-29,8	-1,9	10,4
Total pflanzliche Erzeugung	5 084	4 769	4 485	4 205	-42,5	-2,7	-6,3
Tiere	2 749	2 460	2 356	2 388	-50,5	-3,2	1,4
davon: Rinder	1 416	1 137	1 121	1 178	-50,9	-3,2	5,1
Schweine	1 071	1 074	972	966	-53,3	-3,3	-0,6
Geflügel	180	176	196	178	-20,0	-1,2	-9,0
Tierische Erzeugnisse	3 281	2 753	2 524	2 491	-45,7	-2,9	-1,3
davon: Milch	3 084	2 569	2 336	2 304	-46,5	-2,9	-1,4
Eier	179	178	180	179	-32,3	-2,0	0,4
Total tierische Erzeugung	6 030	5 213	4 880	4 879	-48,1	-3,0	0,0
Erzeugung landwirtschaftlicher Dienstleistungen	464	560	650	638	21,9	1,4	-1,8
Nichtlandwirtschaftliche Nebentätigkeiten (nicht trennbar)	360	347	271	287	-36,0	-2,2	5,8
davon: Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse	269	187	190	197	-46,2	-2,9	3,6
Gesamttotal Erzeugung des landwirtschaftlichen Wirtschaftsbereichs (a)	11 938	10 890	10 287	10 009	-43,4	-2,7	-2,7



Tabelle I (Fortsetzung)

Rubrik	1995	2000	2005	2006 ^a	Veränderung		
					1990–2006 ^b (Periode)	1990–2006 ^b (jährlich)	2005–2006 ^c (jährlich)
Produktionskonto							
Gesamttotal Erzeugung des landwirtschaftlichen Wirtschaftsbereichs (a)	11 938	10 890	10 287	10 009	-43,4	-2,7	-2,7
Vorleistungen insgesamt (b)	6 173	5 903	6 220	5 996	-26,9	-1,7	-3,6
davon: Saat- und Pflanzgut	384	344	317	318	-28,7	-1,8	0,2
Energie; Schmierstoffe	345	401	424	446	7,8	0,5	5,1
Dünge- und Bodenverbesserungsmittel	183	142	182	188	-41,6	-2,6	3,5
Pflanzenbehandlungs- und Schädlingsbekämpfungsmittel	132	133	126	126	-29,7	-1,9	0,3
Tierarzt und Medikamente	157	161	180	180	-6,1	-0,4	0,5
Futtermittel	3 024	2 708	2 701	2 442	-45,7	-2,9	-9,6
Instandhaltung von Maschinen und Geräten	384	379	471	470	5,2	0,3	-0,1
Instandhaltung von baulichen Anlagen	141	121	193	197	29,3	1,8	2,4
Landwirtschaftliche Dienstleistungen	464	560	650	638	21,9	1,4	-1,8
Bruttowertschöpfung zu Herstellungspreisen (c=a-b)	5 765	4 987	4 067	4 013	-57,7	-3,6	-1,3
Abschreibungen (d)	2 017	1 896	1 975	2 004	-18,8	-1,2	1,4
davon: Ausrüstungsgüter	1 066	1 019	1 076	1 079	-12,5	-0,8	0,3
Bauten	858	772	777	801	-29,1	-1,8	3,1
Nettowertschöpfung zu Herstellungspreisen (e=c-d)	3 748	3 091	2 092	2 010	-71,3	-4,5	-3,9
Arbeitnehmerentgelt (f)	1 274	1 168	1 215	1 211	-20,7	-1,3	-0,3
Sonstige Produktionsabgaben (g)	307	322	309	311	480,3	30,0	0,8
Sonstige Subventionen (h)	1 849	2 386	2 682	2 687	205,0	12,8	0,2
Faktoreinkommen (i=e-g+h)	5 290	5 154	4 465	4 386	-44,1	-2,8	-1,8
Nettobetriebsüberschuss / Selbstständigeneinkommen (j=e-f-g+h)	4 016	3 986	3 250	3 175	-49,7	-3,1	-2,3
Unternehmensgewinnkonto							
Gezahlte Pachten (k)	207	209	201	201	-13,5	-0,8	0,0
Gezahlte Zinsen (l)	491	367	303	306	-53,4	-3,3	0,7
Nettounternehmenseinkommen (m=j-k-l)	3 318	3 410	2 746	2 669	-50,8	-3,2	-2,8
Elemente des Vermögensbildungskontos							
Total Bruttoanlageinvestitionen (n)	1 558	1 590	1 529	1 524	-36,1	-2,3	-0,3
Nettoanlageinvestitionen (o=n-d)	-460	-306	-446	-480	489,8	30,6	7,5
Bestandesveränderungen	-56	66	21	-27	-82,2	-5,1	
Vermögenstransfers	107	106	102	109	-50,5	-3,2	6,5
Netto-Kompensation der MWSt	-68	-95	-128	-130			1,2





Teil A

Teil B

Teil C

Anhang





Teil B: Harte Arbeit, karger Verdienst – Working Poor in der Landwirtschaft

24

Die seit Beginn der Neunzigerjahre laufenden Agrarreformen setzen die Landwirtschaftsbetriebe in der Schweiz einem permanent hohen Anpassungsdruck aus. Die Bauernfamilien passen unter diesem Druck ihre Betriebsstrukturen an, richten die Produktion konsequent auf den Markt aus, erschliessen und entwickeln Nischenmärkte. Trotz dieser Anstrengungen ist die wirtschaftliche Lage für viele Bauernfamilien unbefriedigend. Der Teil B des Situationsberichtes analysiert die aktuelle Lage im Agrarsektor anhand von Einkommens- und Rentabilitätskennzahlen¹.

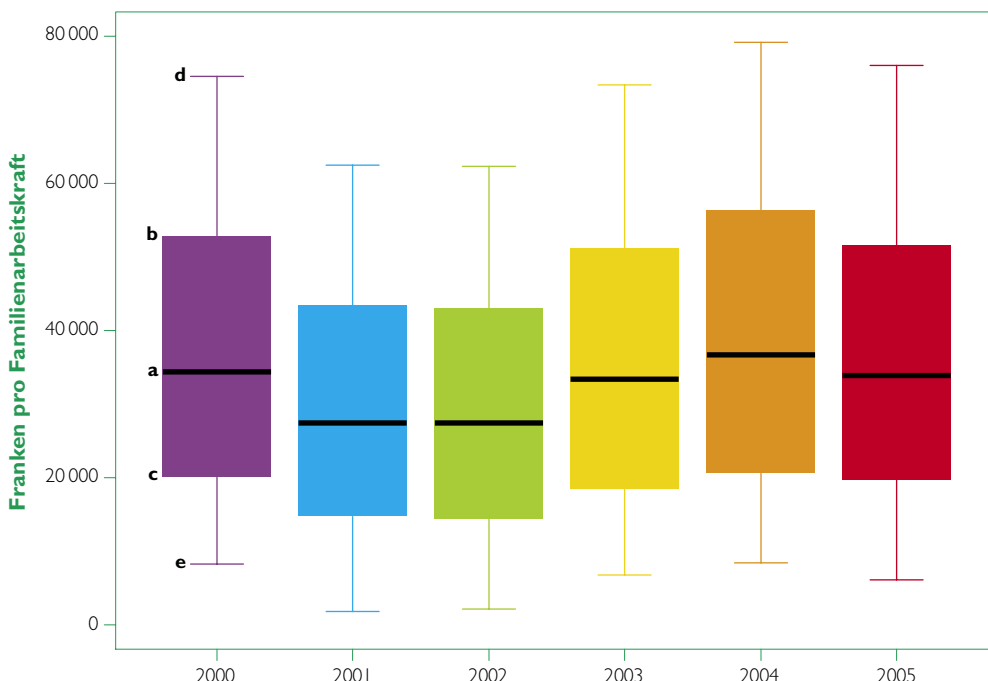
Als Grundlage dienen die Buchhaltungsdaten von rund 3000 Referenzbetrieben der Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon ART. Als Schwerpunkt wird erstmals die Thematik der Working Poor in der Landwirtschaft untersucht. Über die Working-Poor-Problematik wird seit einigen Jahren öffentlich eine breite öffentliche Diskussion geführt. Die Auseinandersetzung mit der Working-Poor-Problematik in der Landwirtschaft ist als ergänzender Beitrag zu dieser Diskussion zu verstehen.

B I EINKOMMENSITUATION

Aus Einkommensindikatoren lassen sich Aussagen über den materiellen Wohlstand der Bauernfamilien ableiten. Sie widerspiegeln die wirtschaftliche Lage auf den Betrieben und erlauben auch einen Vergleich mit der Einkommenssituation in den übrigen Wirtschaftszweigen. Weiter lassen sich aus den Einkommenskennzahlen gewisse Schlüsse über die soziale Situation in den Bauernfamilien ableiten. In diesem Bericht werden der Jahresarbeitsverdienst je Familienarbeitskraft und die Working-Poor-Quote als Einkommensindikatoren verwendet.

Abbildung 6: Die Einkommen je Familienarbeitskraft stagnieren auf tiefem Niveau.

Entwicklung der Einkommen je Familienarbeitskraft (nominal).



a: Median = 50% der Familienarbeitskräfte erzielen einen höheren Arbeitsverdienst, die anderen 50% einen tieferen
b: Obere Quartilsgrenze = 25% der Familienarbeitskräfte erzielen einen höheren Arbeitsverdienst, die anderen 75% einen tieferen
c: Untere Quartilsgrenze = 75% der Familienarbeitskräfte erzielen einen höheren Arbeitsverdienst, die anderen 25% einen tieferen
d: Obere Dezilsgrenze = 10% der Familienarbeitskräfte erzielen einen höheren Arbeitsverdienst, die anderen 90% einen tieferen
e: Untere Dezilsgrenze = 90% der Familienarbeitskräfte erzielen einen höheren Arbeitsverdienst, die anderen 10% einen tieferen

Jahresarbeitsverdienst je Familienarbeitskraft

Der Jahresarbeitsverdienst je Familienarbeitskraft entspricht der Entschädigung eines Familienmitgliedes für die auf dem Betrieb geleistete Arbeit. Er ist damit diejenige Grösse, die am besten mit den nichtlandwirtschaftlichen Löhnen vergleichbar ist.

Die **Abbildung 6** zeigt die Entwicklung des Arbeitsverdienstes der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft. In den Jahren 2003 und 2004 ist der Arbeitsverdienst dank der guten Marktverhältnisse erfreulich gestiegen. Im Jahr 2005 betrug der Arbeitsverdienst je Familienarbeitskraft aber nur noch 33 900 Franken und liegt damit deutlich unter dem Vorjahreswert von 36 700 Franken. Der Rückgang ist zurückzuführen auf tiefere Preise für Schweine und Milch, auf tiefere Naturalerträge und Preise für Getreide und Obst sowie auf höhere Kosten für Treib-

¹ Eine Definition der verwendeten Indikatoren befindet sich im Anhang.



stoffe, Pflanzenschutzmittel, Versicherungen und Personal.

Aus **Abbildung 6** geht weiter hervor, dass der Arbeitsverdienst auf den einzelnen Betrieben innerhalb der Landwirtschaft sehr unterschiedlich ist. Auf der einen Seite erzielen die besten 25% der Betriebe einen Arbeitsverdienst pro Familienarbeitskraft von über 50 000 Franken. Auf der anderen Seite weist das schlechteste Viertel aller Betriebe einen Arbeitsverdienst pro Familienarbeitskraft von unter 20 000 Franken aus.

Für eine umfassende Beurteilung der Einkommenssituation in der Landwirtschaft ist ein Vergleich mit den Einkommen hilfreich, die ausserhalb der Landwirtschaft üblich sind. **Abbildung 7** zeigt diesen Vergleich. Das Einkommen der Arbeitnehmenden ausserhalb der Landwirtschaft lag im Jahr 2005 bei 67 200 Franken². Der Arbeitsverdienst der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft betrug demnach im vergangenen Jahr 50% des Vergleichslohnes. Der Unterschied zwischen den Einkommen der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft und den Einkommen in der übrigen Wirtschaft ist folglich sehr gross.

Auf lediglich 9% (Jahr 2002) bis 16% (Jahr 2004) aller Betriebe konnten die Familienarbeitskräfte in den vergangenen Jahren einen Arbeitsverdienst erzielen, der mindestens auf dem Niveau des Vergleichseinkom-

mens lag (**Abb. 8**). Der Arbeitsverdienst auf allen übrigen Betrieben lag unter den Einkommen in der übrigen Wirtschaft. In der Talregion erreichten zwischen 15% und 25% der Betriebe einen auf oder über dem Niveau des Vergleichseinkommens liegenden Arbeitsverdienst. In der Bergregion lag diese Quote zwischen 5% und 10%. Das bedeutet, dass in der Bergregion auf 90% bis 95% der Betriebe ein Arbeitsverdienst unter dem Vergleichseinkommen erwirtschaftet wird. Damit sind Einkommensunterschiede zwischen der Landwirtschaft und den übrigen Wirtschaftszweigen in der Bergregion besonders ausgeprägt.

Fazit

Die Einkommenssituation auf den einzelnen Betrieben ist sehr unterschiedlich. Insgesamt sind die Einkommen der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft aber sehr tief. Ein Jahresarbeitsverdienst von rund 33 900 Franken muss sicherlich als unbefriedigend bezeichnet werden. Umgerechnet ergibt dies pro Monat einen Arbeitsverdienst von unter 3000 Franken je Familienarbeitskraft. Das tiefe Niveau des Arbeitsverdienstes der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft ist eine Seite des Problems, der grosse Un-

terschied im Vergleich zu den Einkommen in der übrigen Wirtschaft die andere.

Working Poor in der Landwirtschaft

Die Ausführungen im vorhergehenden Abschnitt zeigen, dass die Einkommen auf den meisten Landwirtschaftsbetrieben sehr tief sind. Aus Studien³ geht zudem hervor, dass viele Bäuerinnen und Bauern den Eindruck haben, dass ihre Arbeit durch einen geringen Verdienst und lange Arbeitszeiten geprägt ist. Bei diesen Bauernfamilien entsteht oft das Gefühl, dass sie viel arbeiten und das Einkommen trotzdem kaum ausreicht, um die materiellen Grundbedürfnisse zu befriedigen.

In diesem Abschnitt wird analysiert, inwiefern diese Einschätzung berechtigt ist. Dazu wird der Frage nachgegangen, inwieweit die so genannte Working-Poor-Problematik in der Landwirtschaft verbreitet ist. Unter Working Poor (= arbeitende Arme) bezeichnet man Menschen, die trotz Erwerbstätigkeit über kein existenzsicherndes Einkommen verfügen. Über die Working-Poor-Problematik wird seit einigen Jahren auf breiter Ebene diskutiert. Das Bundesamt für Statistik (BFS)

Definition von Working Poor in der Landwirtschaft
 Als Working Poor wird eine landwirtschaftliche Familienarbeitskraft bezeichnet, wenn das Gesamteinkommen (Einkommen aus Landwirtschaft, Nebenerwerb sowie Kapitalerträge und Renten) der Familienmitglieder auf dem Landwirtschaftsbetrieb nach Abzug der Steuern und der Sozialversicherungsbeiträge unter der Armutsgrenze liegt. Die Armutsgrenze ergibt sich aus den Richtlinien für den Grundbedarf gemäss der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS-Richtlinien) sowie den Kosten für die Wohnungsmiete und die Krankenversicherung (Grundversicherung). Ein Working Poor kann folglich trotz Arbeit mit seinem Verdienst die materiellen Grundbedürfnisse nicht finanzieren. Als Working-Poor-Quote der Landwirtschaft wird der Anteil der als Working Poor geltenden Familienarbeitskräfte an den insgesamt arbeitenden Familienarbeitskräften bezeichnet.

² Bruttolohn (Zentralwert) privater und öffentlicher Sektor gemäss BFS (Lohnstrukturerhebung 2004, Lohnindex 2005)

³ Vergleiche z. B. GFS, 2005, Befindlichkeit und Lebensqualitätsindex der landwirtschaftlichen Bevölkerung.





erhebt und publiziert jährlich das Ausmass der Working Poor in der Schweiz⁴.

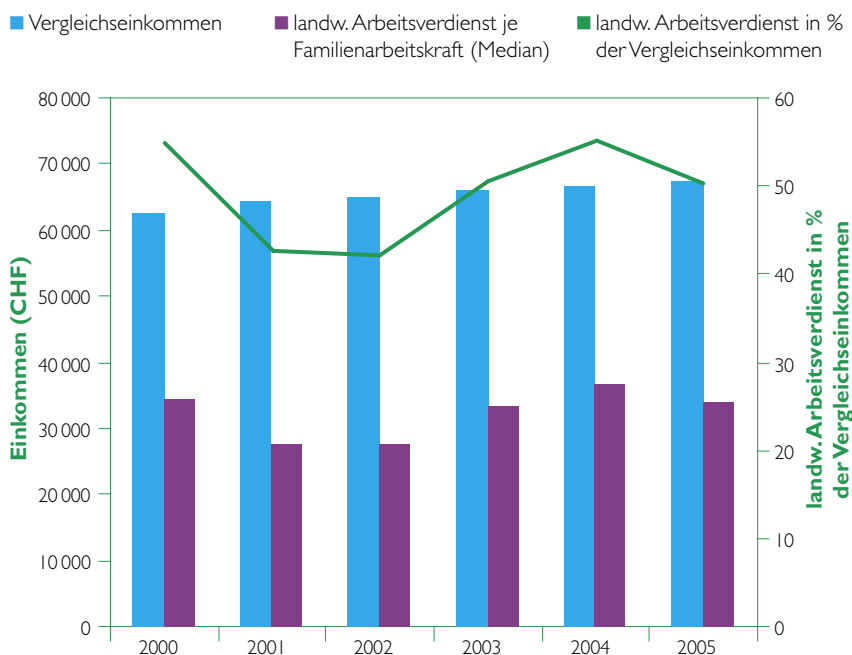
Im Folgenden ist nun die Working-Poor-Problematik bei den auf den Landwirtschaftsbetrieben tätigen Familienarbeitskräften analysiert. Die Methodik zur Ermittlung des Ausmasses der Working Poor in der Landwirtschaft stellt grundsätzlich auf die vom BFS verwendete Berechnungsmethode ab.

Abbildung 9 zeigt das Ausmass der Working Poor unter den landwirtschaftlichen Familienarbeitskräften. Als Vergleichsgrösse ist in der Abbildung auch die vom BFS ermit-

telte Working-Poor-Quote der Erwerbstätigen in der Schweiz dargestellt. Die Abbildung zeigt sehr deutlich, dass das Working-Poor-Problem in der Landwirtschaft stark verbreitet ist. Die Working-Poor-Quote der landwirtschaftlichen Familienarbeitskräfte betrug im Jahr 2002 30,1%, im Jahr 2003 22,7%, im Jahr 2004 19,7% und im Jahr 2005 26,6%. Die Working-Poor-Quote der Schweiz lag gemäss dem BFS im Jahr 2004 bei 6,7% (2002: 6,4%; 2003: 7,4%). Die Working-Poor-Problematik ist folglich unter den in der Landwirtschaft tätigen Familienarbeitskräften wesentlich stärker ausgeprägt als unter den Erwerbstätigen in

den übrigen Wirtschaftszweigen. Auffällig ist, dass die Working-Poor-Quote in der Landwirtschaft in den Jahre 2003 und 2004 stark gesunken ist. Dies ist darauf zurückzuführen, dass der Arbeitsverdienst je Familienarbeitskraft in diesen Jahren relativ stark gestiegen ist (**Abb. 6**). Aufgrund der im Vergleich zum Vorjahr tieferen Einkommen im Jahr 2005 lag die Working-Poor-Quote in der Landwirtschaft wieder höher. Aus den starken Schwankungen der Working-Poor-Quote lässt sich auch ableiten, dass die Einkommen auf vielen Landwirtschaftsbetrieben an der Grenze liegen, ab der die Familienarbeitskräfte als Working Poor bezeichnet werden. Bereits eine relativ geringfügige witterungs- oder marktbedingte Verbesserung bzw. Verschlechterung der Einkommen führt zu einer relativ grossen Veränderung der Working-Poor-Quote in der Landwirtschaft. Daraus kann weiter gefolgert werden, dass die hohe Working-Poor-Quote bei den landwirtschaftlichen Familienarbeitskräften strukturelle Ursachen hat, die starken Schwankungen der Quote zwischen den einzelnen Jahren konjunkturelle Gründe haben.

Abbildung 7: Der Unterschied zwischen dem Arbeitsverdienst in der Landwirtschaft und den Einkommen in der übrigen Wirtschaft ist sehr gross. Entwicklung des Arbeitsverdiensts in der Landwirtschaft und der Vergleichseinkommen^a (2000 – 2005).



^a Bruttolohn (Zentralwert) privater und öffentlicher Sektor gemäss BFS (Lohnstrukturerhebung 2004, Lohnindex 2005)

⁴ BFS, verschiedene Jahrgänge, Working Poor in der Schweiz

In **Abbildung 10** ist die Working-Poor-Quote für Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft nach Regionen und Betriebsgrösse dargestellt. In der Abbildung ist jeweils die durchschnittliche Working-Poor-Quote über die Jahre 2002 bis 2004 dargestellt. Die Gefahr, ein Working Poor zu sein, ist für Familienarbeitskräfte auf Betrieben in der Bergregion und auf kleinen Betrieben besonders hoch. Die Working-Poor-Quote der landwirtschaftlichen Familienarbeits-



kräfte auf Betrieben in der Bergregion liegt im Mittel der Jahre 2002 bis 2004 bei über 30%. Bei den Familienarbeitskräften auf Betrieben in der Talregion liegt dieser Wert bei rund 20%. Die Working-Poor-Quote in der Hugelregion liegt dazwischen.

Fazit

In der Landwirtschaft ist die Working-Poor-Quote auf einem beangstigend hohen Niveau. Die subjektive Wahrnehmung vieler Bauerinnen und Bauern, wonach sie trotz hohem Arbeitsaufwand die materiellen Grundbedürfnisse kaum befriedigen können, wird durch die hohe Working-Poor-Quote bestätigt. Es ist davon auszugehen, dass das hohe Tempo der Agrarreformen in den vergangenen Jahren zur Verbreitung der Working Poor in der Landwirtschaft beigetragen hat.

Anzufügen ist, dass die ausgewiesene Working-Poor-Quote für die Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft allenfalls geringfügig überschätzt ist. Dies, weil die Ausgaben für die Nahrungsmittel in den Bauernfamilien wegen des oftmals im Vergleich zur übrigen Bevölkerung höheren Selbstversorgungsgrades tendenziell tiefer liegen als die den SKOS-Richtlinien zugrunde gelegten Ausgaben. Die relativ günstigen Wohnkosten in der Landwirtschaft haben jedoch keine Auswirkungen auf die Working-Poor-Quote der landwirtschaftlichen Familienarbeitskräfte. Die Miete für das Wohnhaus wird in den landwirtschaftlichen Buchhaltungen nämlich als Kostenmiete auf der Einkommenseite wieder verrechnet. Es kann aber angenommen werden, dass die Lebensqualität eines landwirtschaftlichen Working Poor insgesamt höher ist als jene eines Working Poor aus städtischem Ge-

biet. Die landwirtschaftlichen Working Poor können zwar ihre materiellen Grundbedürfnisse auch nicht finanzieren, haben aber die Möglichkeit, in einer ländlichen Umgebung mit einer oft funktionierenden Familien- und Gesellschaftsstruktur zu leben und in der Landwirtschaft eine abwechslungsreiche Arbeit zu verrichten.

**B 2
RENTABILITÄT**

Rentabilitätsindikatoren erlauben Aussagen über die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Landwirtschaftsbetriebes. Sie zeigen, wie das auf dem Landwirtschaftsbetrieb eingesetzte Kapital entschädigt wird. Eine positive Rentabilität ist notwendig, damit Investitionen

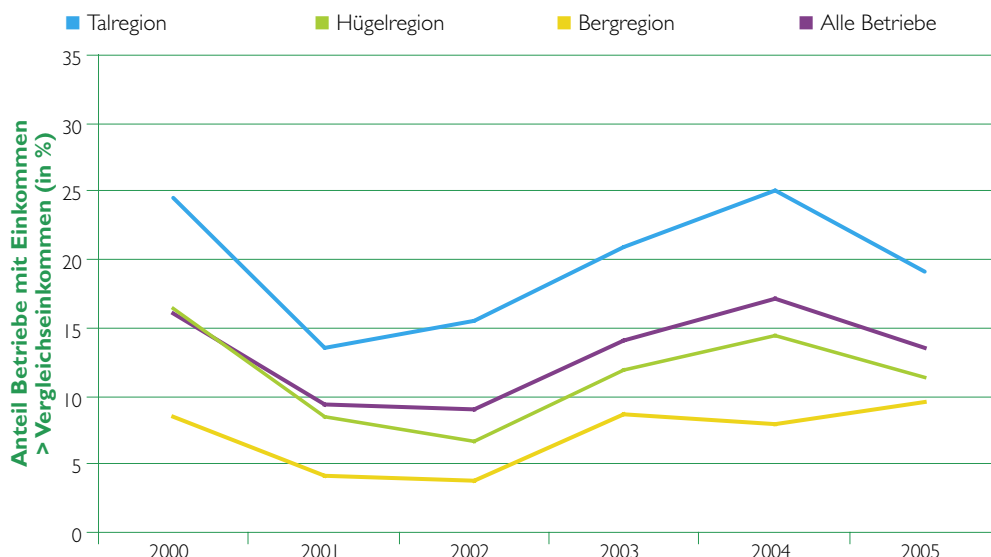
für die Zukunft getätigt werden können. Im Folgenden werden die Indikatoren Gesamtkapitalrentabilität und Eigenkapitalbildung näher beleuchtet.

Gesamtkapitalrentabilität

Die Gesamtkapitalrentabilität ist eine rechnerische Grösse zur Darstellung der Produktivität des auf dem Betrieb eingesetzten Kapitals. Der Indikator zeigt, wie das auf dem Betrieb investierte Eigen- und Fremdkapital entschädigt wird.

Die Gesamtkapitalrentabilität war auf den Landwirtschaftsbetrieben auch im Jahr 2005 negativ (**Abb. 11**). In den Jahren 2003 und 2004 ist sie jeweils im Vergleich zu den Vorjahren leicht gestiegen, im Jahr 2005 lag sie aber wieder unter dem Vorjahreswert:

Abbildung 8: Nur auf einem kleinen Teil der Betriebe kann ein mit den Einkommen in der übrigen Wirtschaft vergleichbarer Arbeitsverdienst erwirtschaftet werden. Anteil Betriebe, auf denen der Arbeitsverdienst der Familienarbeitskräfte das Vergleichseinkommen erreicht oder übersteigt.



Vergleichseinkommen Jahr 2005 (CHF): gesamte Schweiz 67 242; Talregion 68 939; Hugelregion 63 085; Bergregion 58 188





2004 betrug die Gesamtkapitalrentabilität $-2,2\%$, im Jahr 2005 $-3,2\%$. Dieser Rückgang ist auf dieselben Gründe zurückzuführen wie die Abnahme beim landwirtschaftlichen Einkommen.

Eine negative Kapitalrentabilität bedeutet, dass auf den Betrieben ein Kapitalverzehr stattfindet und dass die landwirtschaftliche Tätigkeit keine Ersatz- oder Neuinvestitionen erlaubt. Um trotz negativer Kapitalrentabilität die Zukunft der Betriebe zu sichern, müssen die Bauernfamilien auf einen Teil der Entschädigung für die von den Familienarbeitskräften auf dem Betrieb geleistete Arbeit verzichten oder Mittel aus einer Nebentätigkeit in den Betrieb einbringen. Die in den vorhergehenden Abschnit-

ten dargestellte Einkommenssituation lässt darauf schliessen, dass viele Bauernfamilien mit Einkommensverzicht auf die schlechte Rentabilitätssituation reagieren.

Aus der **Abbildung II** ist auch ersichtlich, dass die Gesamtkapitalrentabilität auf den einzelnen Betrieben innerhalb der Landwirtschaft sehr unterschiedlich ist. Es gibt Betriebe, die erzielen eine durchaus befriedigende Gesamtkapitalrentabilität. Über 25% aller Betriebe weisen jedoch eine Gesamtkapitalrentabilität von unter -5% aus.

Abbildung 12 zeigt den Anteil der Betriebe, die eine positive Gesamtkapitalrentabilität verzeichnen. Im Jahr 2005 wiesen lediglich 27% aller Betriebe eine positive Gesamt-

kapitalrentabilität auf. Die übrigen 73% der Betriebe verbuchten eine negative Gesamtkapitalrentabilität. Der Anteil der Betriebe mit einer positiven Gesamtkapitalrentabilität ist in der Talregion am höchsten und in der Bergregion am tiefsten. Im Jahr 2005 konnten nur 20% der Betriebe in der Bergregion eine positive Gesamtkapitalrentabilität verzeichnen, die restlichen 80% der Betriebe bewegten sich im negativen Bereich.

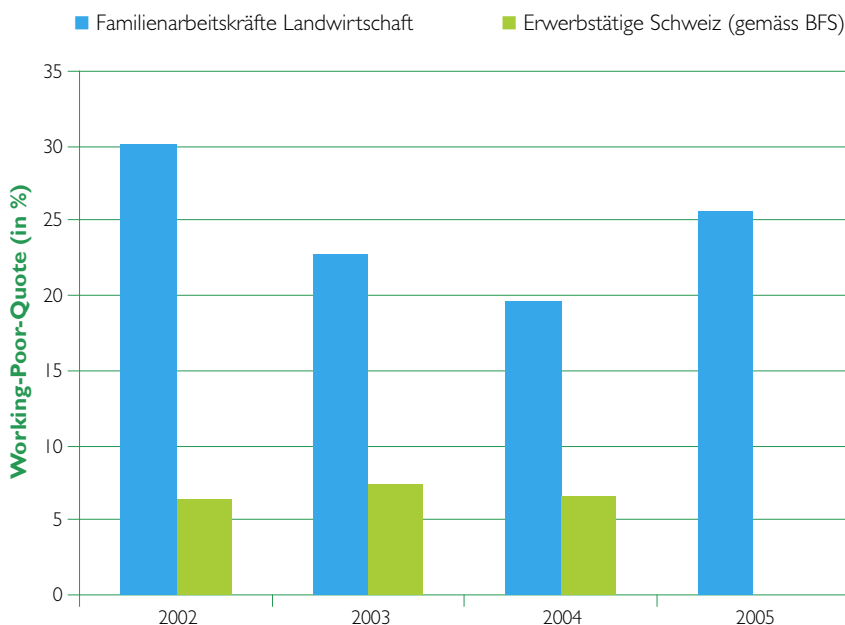
Fazit

Die Rentabilität des auf den Betrieben eingesetzten Kapitals ist sehr unbefriedigend. Für das eingesetzte Kapital kann unter den heutigen Bedingungen in der Schweizer Landwirtschaft kein ausreichender Gewinn mehr erwirtschaftet werden. Problematisch ist insbesondere die Tatsache, dass die grosse Mehrheit der Betriebe eine negative Kapitalrentabilität aufweist. Die Produktivität des eingesetzten Kapitals muss unbedingt erhöht werden. Dazu müssen einerseits im Investitionsbereich die Preise sinken (z. B. für Maschinen und Gebäude). Andererseits ist es eine Hauptaufgabe der Betriebsleiter, bei Investitionen den Fokus noch konsequenter auf die Rentabilität zu richten.

Eigenkapitalbildung

Die Bildung von Eigenkapital auf den Landwirtschaftsbetrieben ist notwendig, um die Teuerung im Investitionsbereich aufzufangen, um den technischen Fortschritt und das Wachstum zu finanzieren. Da die meisten Bäuerinnen und Bauern über keine Pensionskasse verfügen, ist die Bildung von Eigenkapital auch für die Altersvorsorge wichtig. In die Eigenkapitalbildung fliessen auch die Einkommen aus einem allfälligen Nebenerwerb. Kritisch wird es für dieje-

Abbildung 9: Die Working-Poor-Problematik ist unter den Familienarbeitskräften in der Landwirtschaft stark verbreitet. Working-Poor-Quote der landwirtschaftlichen Familienarbeitskräfte und der Erwerbstätigen in der Schweiz.





nigen Betriebe, die über eine längere Zeit eine negative Eigenkapitalbildung aufweisen. Diese Betriebe können keine für den Erhalt und Ausbau des Betriebes notwendigen Investitionen mehr tätigen.

Abbildung 13 zeigt die Entwicklung der Eigenkapitalbildung der Betriebe über die letzten Jahre. Der Median der Eigenkapitalbildung betrug im Jahr 2005 6800 Franken je Betrieb. Damit lag die Eigenkapitalbildung im Jahr 2005 deutlich unter dem Vorjahreswert. Der Indikator der Eigenkapitalbildung bewegte sich in der Zeitperiode von 2000 bis 2005 im Bereich von 5000 bis 15 000 Franken.

Aus der Abbildung ist weiter ersichtlich, dass die Eigenkapitalbildung je nach Betrieb sehr unterschiedlich ist. Es gibt Betriebe, die eine durchaus befriedigende Eigenkapitalbildung erzielen. Andere wiederum weisen eine stark negative Eigenkapitalbildung, in anderen Worten einen Eigenkapitalverzehr aus. Ein Eigenkapitalverzehr bedeutet, dass diese Betriebe von der Substanz leben und die langfristige Existenzfähigkeit nicht gesichert ist. Betriebe, die über mehrere Jahre eine negative Eigenkapitalbildung aufweisen, sind also mittel- bis langfristig mit grossen wirtschaftlichen Problemen konfrontiert. Einerseits können sie Investitionen nicht vornehmen, die eigentlich notwendig wären, damit der Betrieb auch mittelfristig eine wirtschaftliche Existenz bietet. Andererseits können diese Bauern und Bäuerinnen die notwendigen finanziellen Reserven für die Zeit nach dem Erwerbsleben nicht bilden.

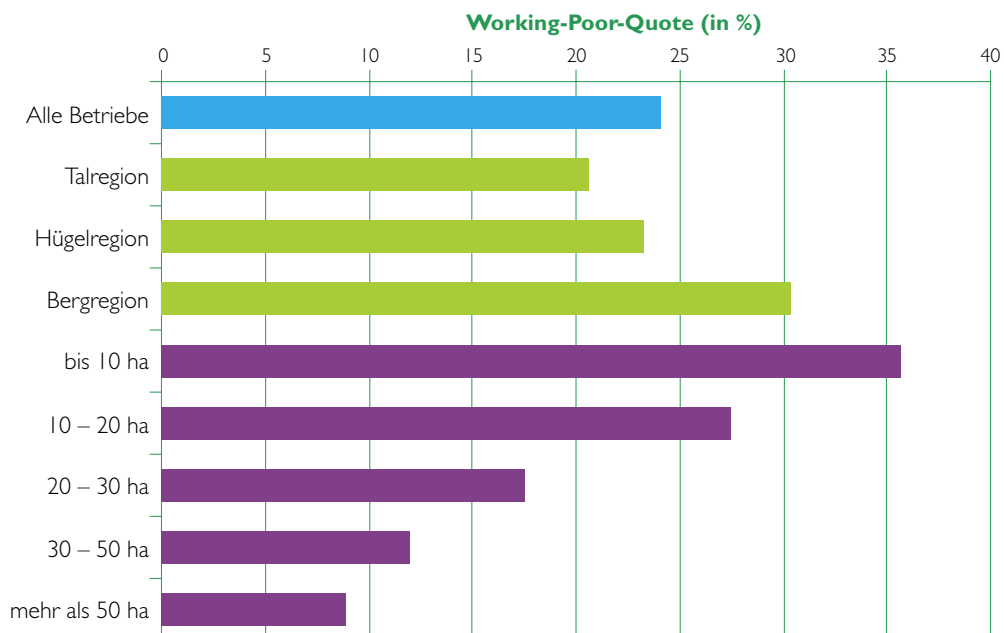
Im Jahr 2005 wiesen 37% aller Landwirtschaftsbetriebe eine negative Eigenkapitalbildung aus (**Abb. 14**). Viele Bauernfamilien sind folglich von der geschilderten Problema-

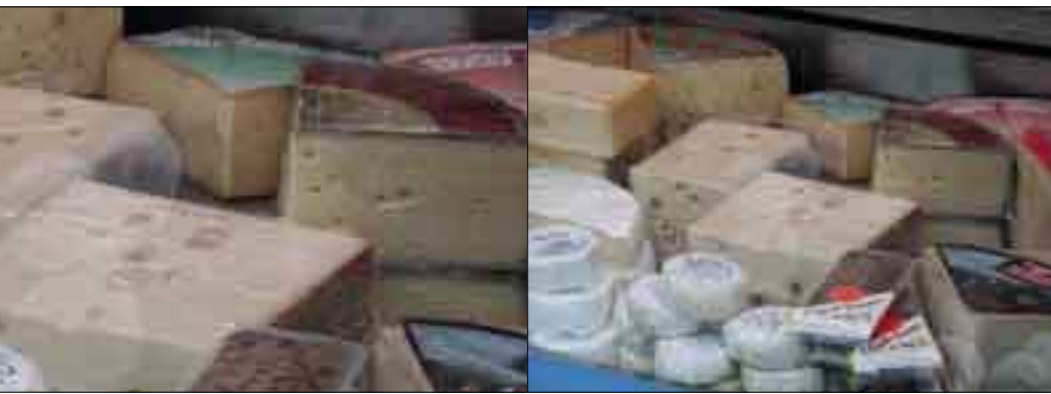
tik des Eigenkapitalverzehrs betroffen. In den für die Landwirtschaft äusserst schwierigen Jahren 2001 und 2002 verzeichneten gar über 40% aller Betriebe einen Eigenkapitalverzehr.

In der **Abbildung 14** ist jener Anteil Betriebe dargestellt, deren Eigenkapitalbildung nicht dazu ausreicht, um die notwendigen Ersatzinvestitionen auf dem Betrieb zu finanzieren. Diese Betriebe weisen eine Eigenkapitalbildung aus, die kleiner ist als die Teuerung auf der Aktivenseite in der Buchhaltung. Zu den Aktiven des Betriebes zählen beispielsweise die Maschinen und Gebäude. Da diese im Laufe der Zeit teuerungsbedingt mehr kosten, müsste mit einem Teil der erwirtschafteten Eigenkapi-

talbildung diese Teuerung finanziert werden können, damit der aktuelle Produktionsapparat auch in der Zukunft erhalten bleibt. Für die Analysen wurde eine mittlere Jahresteuierung von 1% unterstellt. Diejenigen Betriebe, deren Eigenkapitalbildung geringer ist als die Teuerung auf den Aktiven des Betriebes, können mittel- und langfristig ihre für die Produktion notwendigen Maschinen und Gebäude nicht angemessen erneuern. Ebenso können sie auch keine Reserven für die Altersvorsorge anlegen. Hingegen können Betriebe, deren Eigenkapitalbildung grösser ist als die Teuerung auf den Aktiven, Wachstumsinvestitionen vornehmen und die Altersvorsorge finanzieren.

Abbildung 10: Kleine Betriebe und Betriebe in der Bergregion sind vom Working-Poor-Problem besonders betroffen. Working Poor der landwirtschaftlichen Familienarbeitskräfte nach Regionen und Grössenklassen der Betriebe (Mittelwert Jahre 2002 – 2004).





Im Jahr 2005 wiesen 49% aller Betriebe eine Eigenkapitalbildung auf, die nicht ausreicht, um die Ersatzinvestitionen zu finanzieren. Das Ausmass der ungenügenden Eigenkapitalbildung ist bei den Betrieben in der Tal-, Hügel- und Bergregion in etwa vergleichbar:

Fazit

Die unbefriedigende Eigenkapitalbildung widerspiegelt die äusserst schwierige wirt-

schaftliche Situation in der Landwirtschaft. Der grosse Anteil der Betriebe mit einer ungenügenden Eigenkapitalbildung ist besorgniserregend. Trotz starker Einschränkung des privaten Konsums in der Gegenwart können viele Bäuerinnen und Bauern auf ihren Betrieben nicht genügend Eigenkapital generieren, damit sie ihre Existenz langfristig sichern können. Viele Betriebe können zu wenig Eigenkapital bilden, um

die mittel- und langfristig minimal notwendigen Investitionen zu tätigen und eine gewisse Altersvorsorge anzulegen.

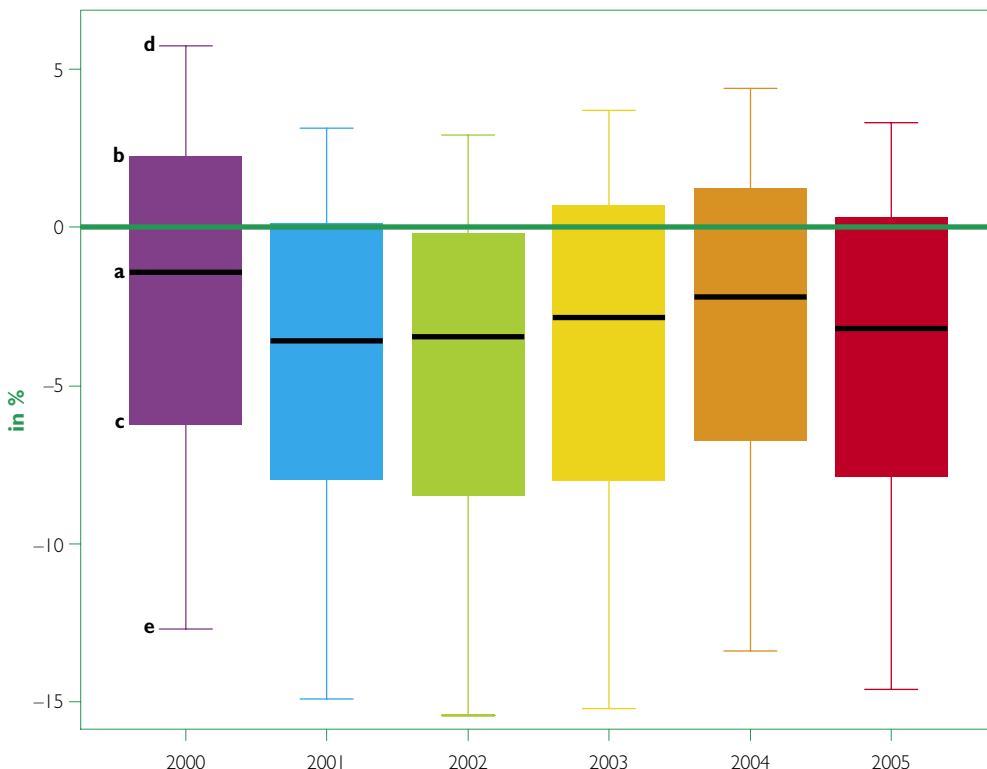
**B 3
SYNTHESE:
LAGE DES SEKTORS**

In den vorhergehenden Abschnitten wurden die Einkommenssituation der Bauernfamilien und die Rentabilität der Betriebe dargestellt. Die Analyse der Daten zeigte, dass die Einkommen der Familienarbeitskräfte auf tiefem Niveau sind und die Rentabilität der Betriebe unbefriedigend ist.

Zur besseren Beurteilung der Situation auf den Betrieben werden nun in einer Synthese Einkommens- und Rentabilitätsindikatoren zusammengeführt. Die Einkommenskennzahlen geben einen Hinweis über die gegenwärtige Situation der Betriebe und lassen eine Aussage über die soziale Situation auf den Betrieben zu. Aus den Rentabilitätskennzahlen lassen sich Aussagen über die Existenzfähigkeit der Betriebe im mittel- und langfristigen Zeithorizont ableiten. Sie geben einen Anhaltspunkt über die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Betriebe.

In **Abbildung 15** ist der Indikator der Eigenkapitalbildung mit dem Indikator für die Verbreitung der Working Poor verknüpft. Bezüglich der Eigenkapitalbildung werden die Betriebe unterschieden zwischen solchen, die genügend Eigenkapital erwirtschaften, um mindestens die Ersatzinvestitionen tätigen zu können (Teuerung auf den Aktiven kann finanziert werden), und solchen, die diese minimale Eigenkapitalbildung nicht erreichen. Auch bezüglich des

Abbildung 11: Die Gesamtkapitalrentabilität ist in der Schweizer Landwirtschaft sehr unbefriedigend. Entwicklung der Gesamtkapitalrentabilität (2000 – 2005).



a Median: 50% der Betriebe erzielen eine höhere Gesamtkapitalrentabilität, die anderen 50% eine tiefere
 b Obere Quartilsgrenze: 25% der Betriebe erzielen eine höhere Gesamtkapitalrentabilität, die anderen 75% eine tiefere
 c Untere Quartilsgrenze: 75% der Betriebe erzielen eine höhere Gesamtkapitalrentabilität, die anderen 25% eine tiefere
 d Obere Dezilsgrenze: 10% der Betriebe erzielen eine höhere Gesamtkapitalrentabilität, die anderen 90% eine tiefere
 e Untere Dezilsgrenze: 90% der Betriebe erzielen eine höhere Gesamtkapitalrentabilität, die anderen 10% eine tiefere



Einkommens werden die Betriebe in zwei Gruppen unterteilt. In der einen Gruppe sind jene Betriebe, auf denen Familienarbeitskräfte als Working Poor gelten. In der anderen Gruppe sind die Betriebe, auf denen die Familienarbeitskräfte keine Working Poor sind.

Durch die Verknüpfung der zwei Indikatoren lassen sich die Betriebe in **Abbildung 15** in vier Klassen einteilen:

Im Mittel der Jahre 2002 bis 2004 konnten 52,6% aller Betriebe sowohl das minimal notwendige Eigenkapital bilden als auch das minimal notwendige Einkommen generieren (**Abb. 15**: Betriebe in Quadrant). Diese Betriebe erwirtschafteten eine Eigenkapitalbildung, die mindestens ausreicht, um Ersatzinvestitionen (Maschinen, Gebäude usw.) zu finanzieren. Das heisst, die Betriebe können die mittel- und langfristig notwendigen Ersatzinvestitionen vornehmen. Zudem verfügen die Bauernfamilien auf diesen Betrieben über ein Gesamteinkommen, das über der Armutsgrenze liegt. Die Bauernfamilie kann also zumindest ihre minimalen materiellen Grundbedürfnisse befriedigen.

Auf 23,9% der Betriebe verfügen die Bauernfamilien über ein Einkommen, das über der Armutsgrenze liegt. Gleichzeitig kann aber auf den Betrieben nicht genügend Eigenkapital gebildet werden (Betriebe in Quadrant B). Die Betriebe können also weder die notwendigen Mittel für die Ersatzinvestitionen erwirtschaften noch ihre Altersvorsorge finanzieren. Bezüglich des Einkommens gelten diese Bauernfamilien jedoch nicht als Working Poor. Die Betriebe in dieser Gruppe sind gezwungen, das für die Zukunft notwendige Eigenkapital für

die Finanzierung des täglichen Lebens der Familie zu verwenden.

Im Mittel der Jahre 2002 bis 2004 weisen 2,5% der Betriebe eine Eigenkapitalbildung aus, die zur Finanzierung der Ersatzinvestitionen ausreicht. Gleichzeitig ist die Einkommenssituation auf den Betrieben jedoch so schlecht, dass die Bauernfamilie vom Working-Poor-Problem betroffen ist (Betriebe in Quadrant C). Die Bauernfamilien der Betriebe dieser Gruppe haben den privaten Verbrauch so stark eingeschränkt, dass trotz einem unter der Armutsgrenze liegenden Einkommen noch eine Eigenkapitalbildung resultiert, die zur Finanzierung der Ersatzinvestitionen ausreicht. Da sich kaum jemand so massive

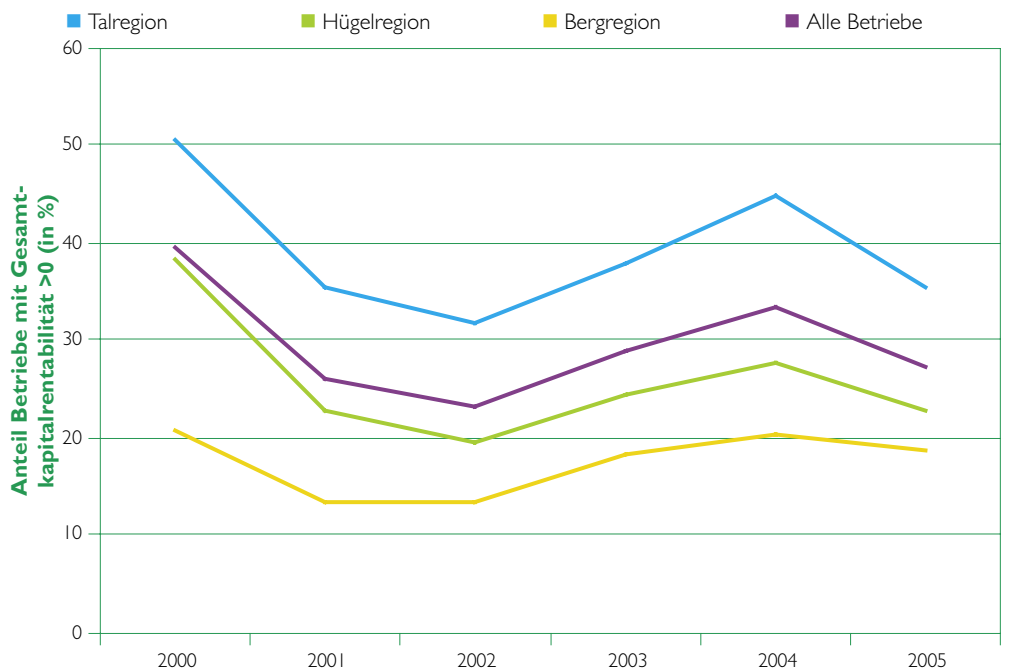
Einschränkungen des privaten Verbrauchs auferlegt, befinden sich nur wenige Betriebe in dieser Gruppe.

21% der Betriebe schliesslich befinden sich in einem alarmierenden Zustand (Betriebe in Quadrat D). Das Gesamteinkommen dieser Betriebe liegt unter der Armutsgrenze und die Familienmitglieder selber gehören zu den Working Poor. Ausserdem können die Betriebe nicht genügend Eigenkapital bilden, um notwendige Ersatzinvestitionen zu finanzieren.

Fazit

Die Beurteilung der Situation des Landwirtschaftssektors auf der Basis der Einkommens-

Abbildung 12: Nur wenige Betriebe weisen eine positive Gesamtkapitalrentabilität aus.
Anteil Betriebe mit positiver Gesamtkapitalrentabilität nach Regionen (2000 – 2005).





und Rentabilitätskennzahlen fällt ernüchternd aus. Lediglich rund 50% der Betriebe sind in einem tragbaren Zustand. Bei dieser Beurteilung wurde die Messlatte (Armutsgrenze beim Einkommen, Teuerung der Betriebsaktiven bei der Eigenkapitalbildung) bereits sehr tief angesetzt. Die andere Hälfte der Betriebe hat bezüglich der Höhe des Einkommens und/oder der Eigenkapitalbildung massive Defizite. Entweder erwirtschaften

diese Betriebe nicht genügend Eigenkapital für Ersatzinvestitionen und/oder das Einkommen liegt unter der Armutsgrenze.

Alarmierend ist die Tatsache, dass heute über 20% der Bauernfamilien mit ihrem Einkommen nicht einmal die minimalen materiellen Grundbedürfnisse befriedigen können und gleichzeitig nicht in der Lage sind, die mittel- und langfristig notwendigen Investitionen

vorzunehmen bzw. Reserven für die Altersvorsorge zu bilden. Diese Betriebe befinden sich in einer aussichtslosen Situation.

B 4 ZUSAMMENFASSUNG UND STANDPUNKTE

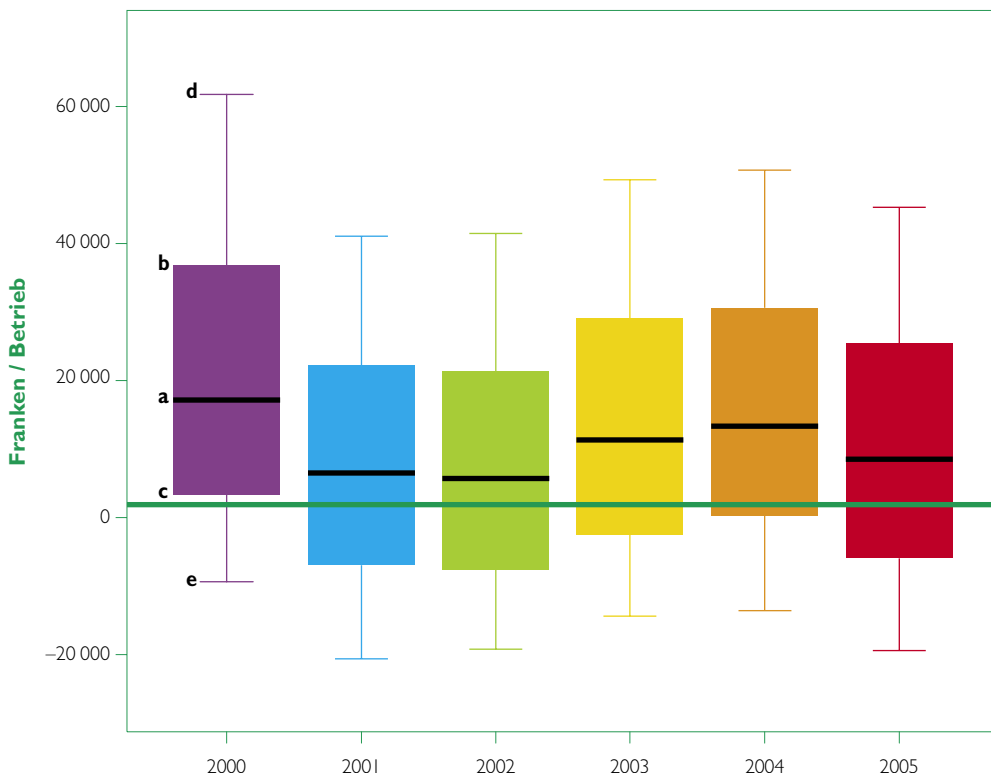
Der Arbeitsverdienst der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft und die Rentabilität des auf den Betrieben eingesetzten Kapitals liegen mit gewissen jährlichen Schwankungen seit dem Jahr 2000 immer etwa auf dem gleichen Niveau. Nachdem sich die Betriebe in den Jahren 2003 und 2004 beim Einkommen und bei der Rentabilität jeweils steigern konnten, sanken die Werte im Jahr 2005 wieder. Der Arbeitsverdienst je Familienarbeitskraft lag im Jahr 2005 bei 33 900 Franken, die Gesamtkapitalrentabilität lag bei -3,2%. Der Rückgang beim Einkommen und bei der Rentabilität ist vor allem auf tiefere Preise für Schweine und Milch, auf tiefere Naturalerträge und Preise für Getreide und Obst sowie auf höhere Kosten für Treibstoffe, Pflanzenschutzmittel, Versicherungen und Personal zurückzuführen.

Die Einkommen auf den Landwirtschaftsbetrieben und die Rentabilität des Kapitals befinden sich auf einem bedenklichen Niveau. Der Unterschied zu den Einkommen ausserhalb der Landwirtschaft ist sehr gross: Der Arbeitsverdienst der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft betrug im Jahr 2005 lediglich 50% des Vergleichseinkommens.

Die äusserst schwierige Einkommenssituation in der Landwirtschaft zeigt sich darin, dass viele Bauernfamilien zu wenig verdie-

Abbildung 13: Die Landwirtschaftsbetriebe können oft nur wenig Eigenkapital bilden.

Entwicklung der Eigenkapitalbildung (2000 – 2005).



a Median: 50% der Betriebe erzielen eine höhere Eigenkapitalbildung, die anderen 50% eine tiefere
 b Obere Quartilsgrenze: 25% der Betriebe erzielen eine höhere Eigenkapitalbildung, die anderen 75% eine tiefere
 c Untere Quartilsgrenze: 75% der Betriebe erzielen eine höhere Eigenkapitalbildung, die anderen 25% eine tiefere
 d Obere Dezilsgrenze: 10% der Betriebe erzielen eine höhere Eigenkapitalbildung, die anderen 90% eine tiefere
 e Untere Dezilsgrenze: 90% der Betriebe erzielen eine höhere Eigenkapitalbildung, die anderen 10% eine tiefere



nen, um mindestens die materiellen Grundbedürfnisse zu befriedigen. Die Gesamteinkommen auf den Landwirtschaftsbetrieben liegen oftmals unter der Armutsgrenze. Die Familienarbeitskräfte auf solchen Betrieben gelten als Working Poor. Im Jahr 2004 fielen 19,6% aller Familienarbeitskräfte in diese Kategorie, im Jahr 2005 gar 25,6%. Gemäss Bundesamt für Statistik liegt die Working-Poor-Quote aller Erwerbstätigen in der Schweiz im Jahr 2004 bei 6,7%. Das Working-Poor-Problem ist folglich unter den in der Landwirtschaft tätigen Familienarbeitskräften wesentlich stärker verbreitet als unter den Erwerbstätigen in den übrigen Wirtschaftszweigen.

Ein weiteres Problem ist die ungenügende Eigenkapitalbildung auf den Betrieben. Im Jahr 2005 konnten nur knapp die Hälfte der Betriebe genug Eigenkapital bilden, damit sie mittel- und langfristig die minimal notwendigen Investitionen vornehmen und eine gewisse Altersvorsorge anlegen können.

Insgesamt ist die Situation im Landwirtschaftsbereich sehr angespannt. Nur rund die Hälfte aller Betriebe ist in der Lage, einerseits eine befriedigende Eigenkapitalrentabilität zu erwirtschaften und andererseits ein Gesamteinkommen zu generieren, das über der Armutsgrenze liegt.

Die Lage der Landwirtschaftsbetriebe ist bedenklich. Es besteht dringender Handlungsbedarf auf verschiedenen Ebenen, um die Situation in der Landwirtschaft zu verbessern. Aus Sicht des SBV besteht bezüglich der politischen Rahmenbedingungen insbesondere in folgenden Bereichen Handlungsbedarf:

(1) Bundesrätliche Agrarpolitik 2011 muss korrigiert werden

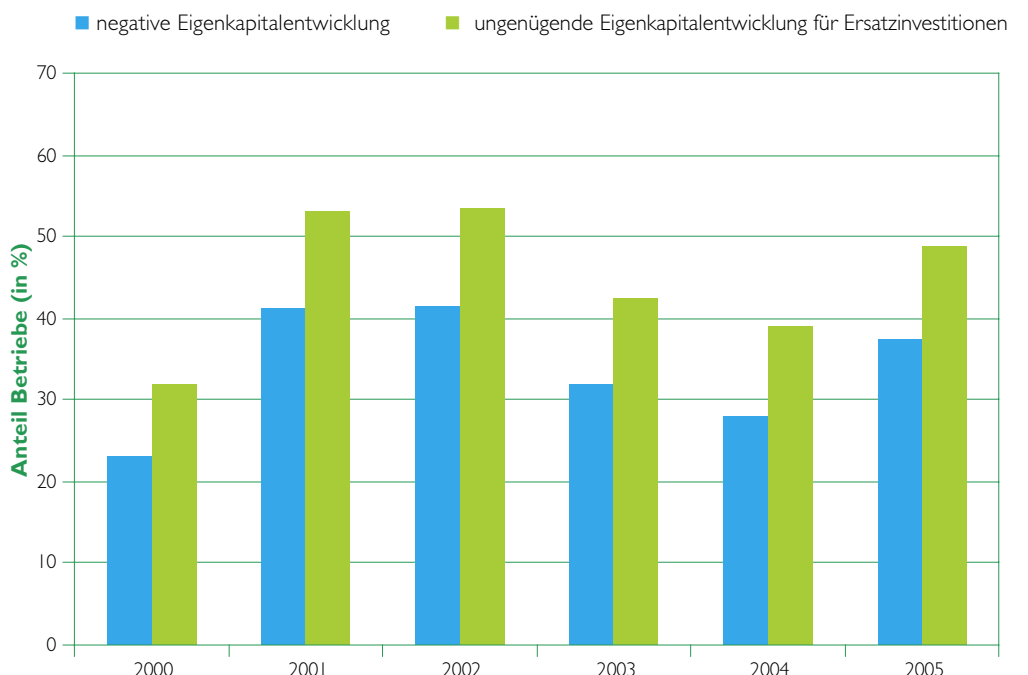
Das Reformtempo des Bundesrates in der AP 2011 muss auf ein vertretbares Mass reduziert werden. Mit dem vom Bundesrat angeschlagenen Reformtempo würde sich die wirtschaftliche und soziale Situation auf den Landwirtschaftsbetrieben weiter verschlechtern. Der Wert der landwirtschaftlichen Produktion würde nach der Umsetzung von heute rund 10 Milliarden Franken auf 8,7 Milliarden Franken sinken. Die Landwirtschaftsbetriebe hätten zusätzliche Einkommenseinbussen von über 20% zu verkraften. Aus Sicht der Landwirtschaft muss der Zahlungsrahmen erhöht und das

Tempo bei der Umlagerung der Marktstützung reduziert werden. Im Weiteren braucht es griffige Massnahmen zur Senkung der Produktionskosten und das bäuerliche Boden- und Pachtrecht darf nicht ausgehöhlt werden. Preisbegrenzung, Pachtzinskontrolle und Belastungsgrenze sind weiterzuführen.

(2) Zugang zu neuen Wertschöpfungsquellen sichern

Zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation muss die Landwirtschaft neue Wertschöpfungsquellen erschliessen können. Im Vordergrund stehen Tätigkeitsfelder mit einem engen Bezug zur Landwirtschaft. Potenzial besteht beispielsweise im Bereich

Abbildung 14: Die Eigenkapitalbildung reicht auf vielen Betrieben nicht aus, um Investitionen für die Zukunft zu tätigen. Anteil Betriebe mit negativer Eigenkapitalbildung bzw. mit einer Eigenkapitalbildung, die zu tief ist, um Ersatzinvestitionen zu tätigen (Eigenkapitalbildung reicht nicht aus, um die Teuerung auf den Aktiven [Gebäude, Maschinen usw.] zu finanzieren).





des Agrotourismus oder in der Produktion von Energie aus Biomasse. Damit dieses Wertschöpfungspotenzial auch genutzt werden kann, müssen die Rahmenbedingungen, beispielsweise im Raumplanungsgesetz, im Energiegesetz oder im Mineralölsteuergesetz, akzeptabel ausgestaltet werden.

(3) Griffige Regionalpolitik

Gerade in Berg- und Randregionen wird die Sicherung der Existenz der Bauernfamilien über einen Nebenerwerb weiter an Bedeutung gewinnen. Dieser Weg ist jedoch nur realisierbar, wenn in Berg- und Randregionen auch ausserhalb der Landwirtschaft Arbeitsplätze vorhanden sind. Eine wirksame Regionalpolitik muss deshalb wirtschaftlich starke ländliche Räume zum Ziel haben.

(4) Gewährleistung der Bildung und Beratung im ländlichen Raum

Die schwierige Situation auf einem grossen Teil der Landwirtschaftsbetriebe macht deutlich, dass die landwirtschaftliche Bildung und Beratung auch in Zukunft sehr wichtig ist. Gut ausgebildete Bauern und Bäuerinnen und eine funktionierende Beratung, insbesondere im sozio-ökonomischen Bereich, sind wichtig, um die anstehenden Herausforderungen bewältigen zu können. Mit der Neugestaltung des Finanzausgleichs und der Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen (NFA) ist die landwirtschaftliche Beratung nun Aufgabe der Kantone. Damit sind Kantone in der Pflicht, auch in Zukunft eine wirkungsvolle Beratung sicherzustellen.

(5) Durchdachte Liberalisierung der Agrarmärkte

Die Liberalisierung der Agrarmärkte im Rahmen von multi- und bilateralen Freihandelsabkommen ist für die Schweizer Landwirtschaft eine grosse Herausforderung. Der Druck auf die Landwirtschaft wird sich weiter erhöhen. Unausgewogene Liberalisierungsschritte können von der Landwirtschaft aber nicht bewältigt werden. Die Liberalisierung der Schweizer Agrarmärkte ist unter Einbezug der gesamten Wertschöpfungskette sorgfältig auszugestalten und durch flankierende Massnahmen zu begleiten.

Abbildung 15: Nur rund die Hälfte der Betriebe sind in einem wirtschaftlich tragbaren Zustand. Situation in der Schweizer Landwirtschaft anhand von Einkommen und Eigenkapitalbildung (Mittelwert 2002 – 2004).

		Wirtschaftliche Lage (Indikator Eigenkapitalbildung)	
		Eigenkapitalbildung genügt für Ersatzinvestitionen	Eigenkapitalbildung ungenügend für Ersatzinvestitionen
Soziale Lage (Indikator Einkommen)	Betrieb ohne Working Poor	A 52,6% Tragbarer Zustand	B 23,9%
	Betrieb mit Working Poor	C 2,5%	D 21% Alarmierender Zustand





Teil A

Teil B

Teil C

Anhang





Teil C: Nachhaltige Ernährung über die Grenzen hinweg

38

Nach den einleitenden Worten befasst sich das zweite Kapitel mit der Beantwortung der Fragen «Was essen wir?» und «Woher stammen unsere Lebensmittel?». Anschliessend setzt sich Kapitel drei mit dem Problem «Warum importieren wir Lebensmittel?» auseinander. Dabei wird aufgezeigt, weshalb wir eigentlich Nahrungsmittel einführen und weshalb diese Importe in den letzten Jahren zugenommen haben. Ebenfalls im dritten Kapitel werden die ökologischen, wirtschaftlichen und sozi-

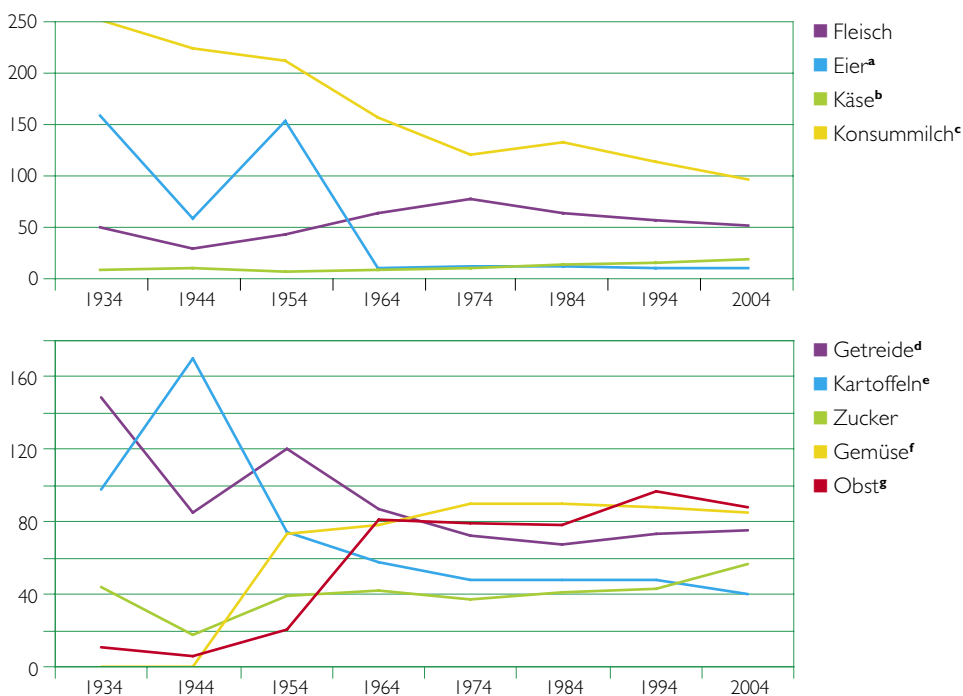
alen Auswirkungen der global organisierten Nahrungsmittelversorgung in Bezug auf eine ganzheitliche Nachhaltigkeit erläutert. Zur Veranschaulichung werden in Kapitel vier die Folgen einer nicht nachhaltigen Produktion am Beispiel des südspanischen Gemüseanbaugebiets Almería geschildert. Im Weiteren skizziert Kapitel fünf die Beziehung zwischen Produktqualität und Einkaufsverhalten der Schweizer Konsumenten, während in Kapitel sechs die Qualität von Schweizer Lebensmitteln beschrieben

wird. Das siebte und letzte Kapitel zeigt die verstärkte Berücksichtigung des Angebots an saisonalen und einheimischen Produkten als möglichen Weg zu einem sowohl für die Binnenlandwirtschaft als auch für das globale Ressourcenpotenzial nachhaltigeren Lebensmittelverbrauch auf.

CI EINLEITUNG

Im Jahr 2006 haben Filme wie «We Feed the World» oder «Darwins Nightmare» in den Schweizer Kinos viel Beachtung gefunden. Ohne den Einsatz von Spezialeffekten zeigen sie auf eindrückliche Art und Weise die Probleme der modernen Nahrungsmittelproduktion: Ausbeutung von Arbeitskräften, Überschussproduktion in den Industrieländern, Umweltzerstörung in den Produktionsgebieten und die Schwächung von regionalen Produktionskreisläufen. Die Öffnung der Märkte und die tiefen Transportkosten führen zu einem verstärkten Wettbewerb zwischen den Weltregionen und somit zu einer globalisierten Nahrungsmittelproduktion. Zudem können Nahrungsmittel durch den Einsatz des technischen Fortschritts und indem fehlende natürliche durch künstliche Produktionsfaktoren ersetzt werden, immer einfacher und unabhängiger von Zeit und Ort erzeugt werden. Damit entfernen sich die Auswirkungen der Nahrungsmittelproduktion noch mehr als heute aus dem Wahrnehmungsbereich von Politikern und Verbrauchern (Würtenberger et al., 2004, S. 191). Diese Entwicklung erfolgt analog zu den allgemeinen Tendenzen in allen Bereichen der Güterherstellung, in denen Produktionsteilung und globalisierter Handel, welche vielen Ländern zu mehr Wohlstand

Abbildung 16: Schweizer Pro-Kopf-Verbrauch (kg pro Kopf) verschiedener Nahrungsmittelgruppen 1934 – 2004. Daten bis 1974 Landwirtschaftsjahr 74/75, ab 1984 Kalenderjahr 84; Quelle: Agristat SBV Statistik, 2005.



^a in Stück bis 1954

^b Fett-, Schmelz- und Magerkäse, ab 1974 inkl. Schmelzkäse

^c inkl. Joghurt, Milchmischgetränken und sterilisierter Milch

^d bis 1954 Körner, danach Mehl

^e ohne Stärke

^f inkl. Konserven

^g bis 1954 nur Südfrüchte, 1964 – 1984 ohne «Beeren», «Trauben» und «anderes frisches Obst», immer inkl. Konserven und Fruchtsäften



und einer verbesserten Lebensqualität verhelfen, weit fortgeschritten sind. Niemand würde heutzutage fordern, dass sämtliche Bestandteile eines PCs in der Schweiz hergestellt werden müssen – weshalb soll dies nicht auch für Lebensmittel gelten?

Die eingangs erwähnten Filme liefern den Anstoss, sich mit dieser Frage auseinanderzusetzen: Mit der Produktion von Nahrungsmitteln ist eine Vielzahl von Auswirkungen verbunden, die sich nicht im Preis für das Produkt widerspiegeln. Wie viel Fläche, Wasser oder Energie für die Erzeugung, die Verarbeitung und den Transport eines importierten Lebensmittels notwendig ist, wird damit nicht angemessen berücksichtigt. Als Folge davon werden die Kosten dieser so genannt externen Effekte nicht über einen Markt abgegolten, das heisst, es kommt niemand dafür auf. Es kann deshalb festgehalten werden, dass die Ernährung aufgrund technischer Errungenschaften sowie der Veränderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und des Wandels der individuellen Lebensstile insbesondere in den entwickelten Ländern nicht mehr ökologisch nachhaltig erfolgt (Jungbluth, 2000, S. 1). Eine nachhaltige Lebensweise macht jedoch an der Landesgrenze nicht Halt.

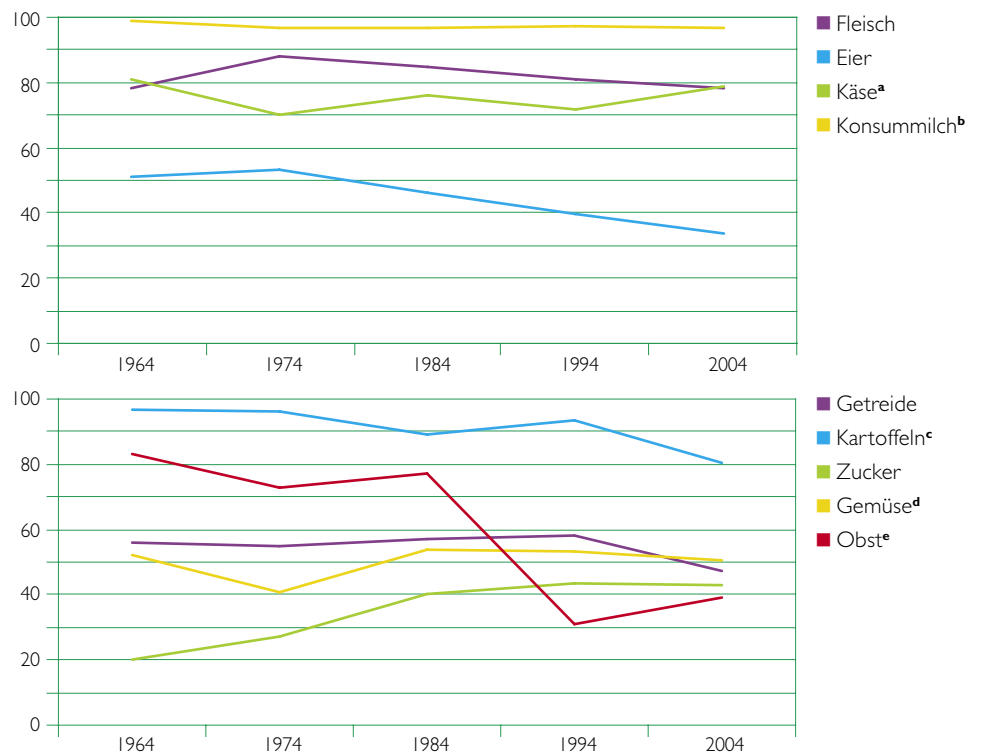
Eine gute Methode, die Zusammenhänge zwischen externen Effekten in der Produktion von Agrargütern und dem Lebensmittelkonsum der Verbraucher aufzuzeigen, ist der ökologische Fussabdruck. Mit diesem lassen sich sämtliche Umweltauswirkungen von Material- und Energieflüssen einer Gesellschaft als beanspruchte biologische aktive Landfläche darstellen (Wackernagel und Rees, 1997). Über die Art der Nutzung dieser Ressourcen sind mittels ökologischen

Fussabdrucks allerdings keine Aussagen möglich. Diese steht jedoch in direktem Zusammenhang mit der Qualität eines Produkts. Letztere ist internationalen Normen gemäss definiert als «die Gesamtheit von Eigenschaften und Merkmalen eines Produktes oder einer Dienstleistung, die sich auf deren Eignung zur Erfüllung festgelegter oder vorausgesetzter Bedürfnisse beziehen». Durch die Unterscheidung zwischen Prozess- und Produktqualität kommen die so genannten Vertrauenseigenschaften hin-

zu, die für den Konsumenten nicht direkt erfahrbar sind. Im Fall von Nahrungsmitteln wird die Produktqualität durch toxikologische Risiken, Nähr- und Gesundheitswert, Optik, Geschmack und Textur sowie psychobiologische und sensorische Merkmale bestimmt. Die Prozessqualität hingegen beschreibt die Art und Weise des Gewinnungs- und Herstellungsprozesses. Sie hat oft keinen unmittelbaren Einfluss auf die physische Qualität eines Lebensmittels, sondern umfasst externe Komponenten wie

Abbildung 17: Inlandanteil verschiedener Nahrungsmittelgruppen 1964 – 2004.

Daten bis 1974 Landwirtschaftsjahr 74/75, ab 1984 Kalenderjahr 84; Quelle: Agristat SBV Statistik, 2005.



a Fett-, Schmelz- und Magerkäse, ab 1974 inkl. Schmelzkäse
b inkl. Joghurt, Milchmischgetränken und sterilisierter Milch
c ohne Stärke

d inkl. Konserven
e ohne Südfrüchte, 1964 – 1984 ohne «Beeren», «Trauben» und «anderes frisches Obst», immer inkl. Konserven und Fruchtsäften





Energieverbrauch, Einsatz von Hilfsmitteln, Abfallbewirtschaftung, Produktionsgrösse oder Rationalisierungs- und Automatisierungsgrad (Escher, 2002). Sowohl eine gute Produkt- als auch eine hohe Prozessqualität zu erreichen und zu halten, sind zentrale Anliegen der Schweizer Landwirtschaft. Teil C dieses Situationsberichts setzt sich daher mit der Frage auseinander, wie die Qualität von Nahrungsmitteln mit einer nachhaltigen Landwirtschaft zusammenhängt und welche Auswirkungen dies auf Landwirte und Konsumenten hat. Sich bewusst zu ernähren, bedeutet nämlich nicht nur den Ernährungs- und Gesundheitswert eines Nahrungsmittels zu kennen. Vielmehr geht es darum, auch die vielseitigen Zusammenhänge zwischen Umwelt, Landwirtschaft und ethischen Aspekten zu erkennen und dieses Wissen in den alltäglichen Umgang mit Lebensmitteln einfließen zu lassen (Hänni, 2006, S. 2). Der Leser soll daher

auf die Zusammenhänge zwischen subjektiven Konsumententscheidungen und globalen gesellschaftlichen und ökologischen Problemen sensibilisiert werden. Auf diese Weise kann er sein eigenes Verhalten und seine Präferenzen im Sinne des Prinzips von Ursache und Wirkung besser einordnen und verantwortungsvoll steuern.

C 2 EIN BLICK AUF DEN LEBENSMITTELVER- BRAUCH DES DURCH- SCHNITTSSCHWEIZERS

Was wir essen ...

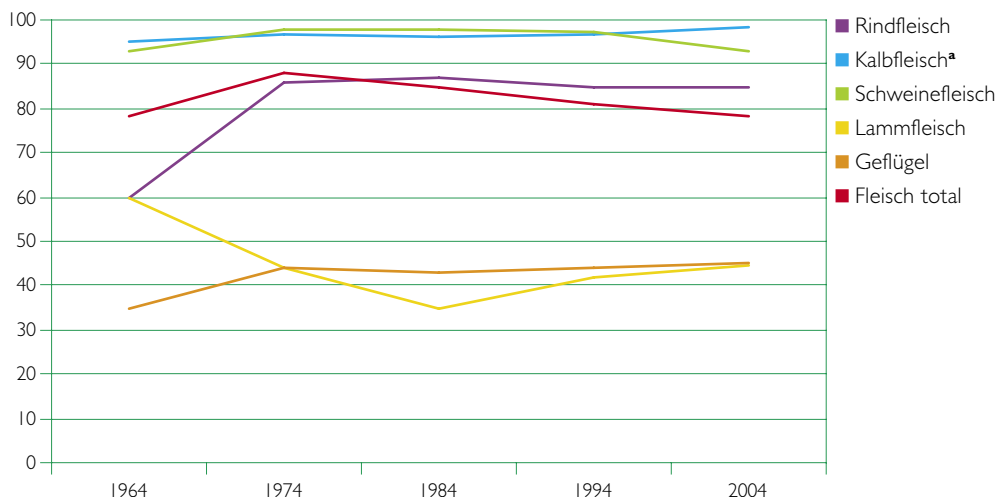
Im Laufe der Menschheitsgeschichte hat sich unser Ernährungsverhalten stark verändert. Ein erster Einschnitt erfolgte durch die Nutzbarmachung des Feuers zur Abtötung von pathogenen Keimen und zur Verlängerung

der Haltbarkeit von Nahrungsmitteln. Später ermöglichten der Übergang vom Jäger und Sammler zum sesshaften Homo sapiens sapiens und der Anbau von Getreide erstmals eine relativ stabile Versorgungslage. Ein dritter Entwicklungsschritt fand seinen Anfang in der Neuzeit und dauert bis heute an: Technische Innovationen in der Produktion und Verarbeitung von Agrarrohstoffen schufen und schaffen eine grosse Vielfalt an Lebensmitteln (Jungbluth, 2000, S. 1). Unangenehme Nebeneffekte dieser Entwicklung haben in den letzten Jahrzehnten immer wieder für Schlagzeilen gesorgt: Hohe Nitratgehalte von Lebensmitteln, mögliche Gefahren und Gesundheitsrisiken durch das Auftreten von Tierseuchen wie BSE⁵ oder Umweltschäden beispielsweise durch überhöhten Hilfsstoffeinsatz.

Neben dem Einfluss der Technik auf das Ernährungsverhalten des Menschen haben sich seine Essgewohnheiten auch aufgrund kultureller und gesellschaftlicher Faktoren verändert. Anstelle der Befriedigung physiologischer Grundbedürfnisse treten neue Motive in den Vordergrund. Dazu gehören zum Beispiel das Körperbewusstsein, Sicherheitsansprüche, Lifestyle oder die Erfüllung sozialer Bedürfnisse. Konsumenten verlangen vermehrt Produkte, die auf ihre persönlichen Bedürfnisse zugeschnitten sind (Sigrist, 2004, S. 7). Davon zeugt die grosse Spannweite des Angebots, wobei Bio-Label, Functional oder Fast Food nur Extreme markieren. Diese Foodtrends werden von kurzfristigen Faktoren wie Emotionalität, Erlebnis und Lebensgefühl geprägt. Das

Abbildung 18: Entwicklung des Inlandanteils von Fleisch 1964 – 2004.

Quelle: Agristat SBV Statistik, 2005.



^a bis 1954 im Rindfleisch erfasst

⁵ Bovine Spongiforme Enzephalopathie (Rinderwahnsinn)



Essverhalten selbst wird dagegen eher durch Tradition sowie geschmackliche und genetische Prägung bestimmt (Sigrist, 2004, S. 8). Abweichungen im Konsum einzelner Nahrungsmittelgruppen lassen sich deshalb nur über längere Zeit feststellen. Dies lässt sich auch aus den Veränderungen des Nahrungsmittelkonsums in der Ernährungsbilanz ablesen (**Abb. 16**). Letztere wird im Auftrag des Bundes seit 1979 jährlich durch Agristat SBV Statistik erstellt und basiert auf den Produktions-, Verkaufs- und Verarbeitungszahlen der landwirtschaftlichen Erzeugung der Schweiz sowie der Ein- und Ausfuhr von Agrargütern⁶ (Grüter, 2006a, S. 1).

In den letzten Jahren hat sich der Pro-Kopf-Verbrauch⁷ der verschiedenen Nahrungsmittelgruppen wenig verändert. Im Vergleich zu vor vierzig Jahren haben sich die Konsumgewohnheiten jedoch deutlich gewandelt. Während der Verbrauch von Konsummilch, Getreide und Kartoffeln sig-

nifikant gesunken ist, hat derjenige von Käse und Zucker deutlich zugenommen. Nach einer Hausse in den 60er- bis 80er-Jahren hat sich der Fleischkonsum wieder auf dem Niveau vor dem 2. Weltkrieg eingependelt. Die Anteile von Gemüse und Obst sind zwischen 1990 und 2000 relativ stark gewachsen, sind in den letzten Jahren aber wieder leicht rückläufig. Insgesamt werden die kohlenhydratreichen Lebensmittel vermehrt mit zucker- und fettreichen ersetzt. Damit erklärt sich auch die Überernährung eines grossen Anteils der schweizerischen Bevölkerung: 45% der Männer, 29% der Frauen und jedes fünfte Kind sind übergewichtig und müssen mit gesundheitlichen Problemen rechnen (Eichholzer, 2005).

Neben der Entwicklung des Pro-Kopf-Konsums illustriert **Abbildung 16** die zunehmende Sättigung der Lebensmittelmärkte. Auch die Ernährungstrends der letzten Jahre ändern den Konsum in den einzelnen Kategorien nicht wesentlich. Vielmehr treten Ersatz- und Verdrängungsprozesse innerhalb der Nahrungsmittelgruppen auf, zum Beispiel zwischen Schweine- und Geflügelfleisch (Agristat SBV Statistik et Proviande, 2005).

... und woher unsere Nahrungsmittel stammen

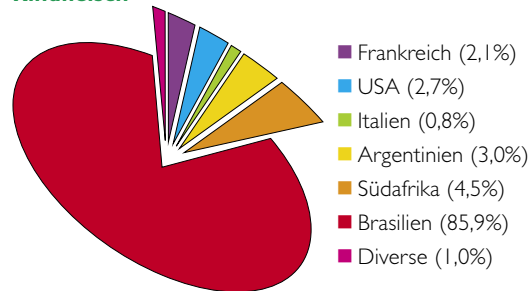
Unsere Nahrungsmittel stammen immer häufiger aus dem Ausland. Der Selbstversorgungsgang über alle Nahrungsmittelgruppen ist im Verlauf der Jahre um rund 5% gesunken und liegt heute noch bei rund 59%. Somit stammt fast die Hälfte aller Lebensmittel aus dem Ausland (Grüter, 2006a, S. 2). Diese Aussage stimmt natürlich nur für die gesamte, in der Schweiz konsumierte Menge und nicht für

einzelne Produkte oder Nahrungsmittelgruppen. **Abbildung 17** zeigt, dass sich der Inlandanteil⁸ zwischen den einzelnen Produktkategorien unterscheidet und sich die Werte über einen längeren Zeitraum teilweise stark verändert haben. Während der Inlandanteil von Obst im Vergleich zu 1964 stark gesunken ist, hat sich die inländische Zuckerversorgung nahezu verdoppelt.

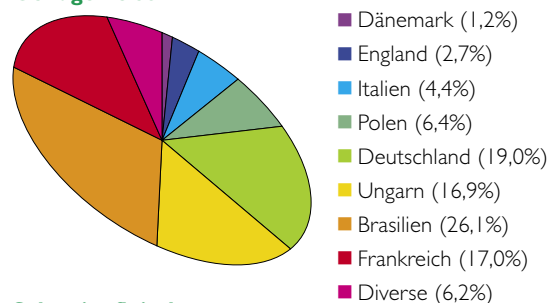
Abbildung 19: Herkunft des in die Schweiz importierten Fleisches 2004/2005.

Quelle: Proviande (2005).

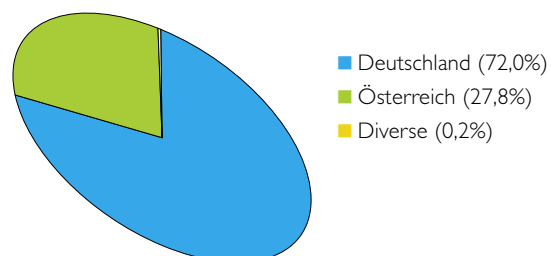
Rindfleisch



Geflügelfleisch



Schweinefleisch



⁶ Die Produktionsdaten stammen aus Erhebungen des Agristat SBV Statistik bei den landwirtschaftlichen Produzenten und Produzentenorganisationen. Ein- und Ausfuhr werden in der schweizerischen Aussenhandelsstatistik der Eidgenössischen Oberzolldirektion erfasst. Diese stützt sich auf die Selbstdeklaration der Importeure bzw. das Eigengewicht der Waren. Der Import im Reisendenverkehr ist nicht eingeschlossen, ebenso wenig die Einfuhr im landwirtschaftlichen Bewirtschaftungsverkehr (Grüter, 2006a, S. 2).

⁷ Die diesem Bericht zugrunde liegende Agrarstatistik gibt nicht den für das einzelne Individuum massgeblichen Verzehr an Lebensmitteln wieder, sondern die auf dem nationalen Markt verfügbaren Nahrungsmittel pro Durchschnittsverbraucher. Allfällige Verluste durch Lagerung, Verarbeitung oder Verderbnis und nicht verzehrte Mengen sind deshalb im Pro-Kopf-Verbrauch nicht berücksichtigt (BAG, 2005, S. 4).

⁸ Darunter wird der Anteil der im Inland verbrauchten Inlandprodukte in Prozent des Verbrauchs verstanden.





Ein hoher Inlandanteil ist für Konsummilch, Fleisch, Käse und Kartoffeln zu verzeichnen. Eher tiefe Werte finden sich dagegen bei Getreide, Gemüse, Obst und Zucker.

Die in **Abbildung 17** verwendete Kategorisierung der Nahrungsmittel ist wenig detailliert. Die längerfristige Entwicklung der Inlandanteile einzelner Produkte innerhalb einer Kategorie (vgl. das Beispiel Fleisch in **Abb. 18**) zeigt, dass sich nicht einfach alle Produkte über einen Leisten schlagen lassen. Wie hoch der Anteil der Importe ursprünglich ist, hängt, neben den politischen Massnahmen, wesentlich mit den natürlichen Grundlagen und den traditionellen Produktionsstrukturen zusammen. Daher reagieren einzelne Erzeugnisse auf eine weitere Öffnung der Agrarmärkte sensibler als andere. Wenn man vom Inlandanteil spricht, ist es somit notwendig, jede Produktkategorie detailliert anzuschauen.

Tabelle 2: Import von Tomaten 2005 (Tomaten, frisch oder gekühlt).

Quelle: Eidgenössische Oberzolldirektion (2005).

Import 2005

wichtigste Länder	Menge in kg	Ø-Wert CHF/kg
Marokko	10 334 591	1.17
Frankreich	8 437 929	1.85
Spanien	7 749 745	2.38
Niederlande	5 844 243	2.09
Italien	5 472 818	3.28
Belgien	1 452 837	2.30
übrige	1 033 986	
Total	40 326 149	

Obwohl tendenziell rückläufig, liegt der Inlandanteil 2004 sowohl bei Schweine- als auch bei Rind- und Kalbfleisch bei über 80%, für Lamm- und Geflügelfleisch bei ungefähr 40%. Trotz hohem Inlandanteil und einem hohen Selbstversorgungsgrad verzeichnen sowohl Schweine- als auch Rindfleisch zwischen 2000 und 2004 einen Anstieg der Importe (Agristat SBV Statistik et Proviande, 2005). Über alle Sorten beträgt der Inlandanteil für Fleisch durchschnittlich 80%.

Im Jahr 2005 beläuft sich der Schweizer Pro-Kopf-Fleischimport auf 13,6 Kilogramm. Dabei stammt das aus dem Ausland eingeführte Fleisch buchstäblich aus aller Welt: Insgesamt liefern 47 Länder Fleisch und Fleischwaren in die Schweiz. An vorderster Stelle stehen Deutschland und Brasilien. Sie haben Frankreich und China von der Spitze verdrängt. Schweinefleischimporte kommen zum grössten Teil aus europäischen Ländern, Rindfleisch dagegen vorwiegend aus Übersee. Um den wachsenden Bedarf zu decken, wird immer mehr Geflügelfleisch eingeführt. Dieses wird in erster Linie in Brasilien, Deutschland, Frankreich und Ungarn produziert (**Abb. 19**).

Auch das in die Schweiz eingeführte Gemüse stammt aus den unterschiedlichsten Ländern. Beinahe 70% des Gewichtes von Importgemüse wird aus Frankreich, Italien, Spanien oder Holland eingeführt. Die restlichen 30% liefern 95 weitere Länder. **Tabelle 2** zeigt die Ursprungsländer, die eingeführte Menge und den durchschnittlichen Geldwert eines Kilos Tomaten im Jahr 2005.

Auch für die Tomaten gilt: Rund 70% der importierten Menge kommen aus den vier grossen europäischen Gemüseproduktionsländern. An der Spitze jedoch steht Marokko, aus dessen Produktion rund ein Viertel der Importtomaten stammt. Gemäss der Schweizerischen Zentralstelle für Gemüsebau (Lüthi, 2006) wird praktisch überall der so genannte wettergeschützte Anbau (Gewächshäuser) praktiziert. Etwa ein Viertel der gesamten importierten Tomaten wird im Hors-sol-Verfahren angebaut. Diese stammen vorwiegend aus den Niederlanden (ca. 5800 Tonnen), Belgien (ca. 900 Tonnen) und dem Norden Frankreichs (ca. 2500 Tonnen).

9 Die Theorie der komparativen Kostenvorteile (von lat.: comparare = vergleichen) wurde im Jahre 1806 von David Ricardo als Weiterentwicklung der Theorie der absoluten Kostenvorteile Adam Smiths vorgestellt und ist ein Kernpunkt der Aussenwirtschaftstheorie. Die Theorie des komparativen Kostenvorteils besagt, dass die Vorteilhaftigkeit des Handels zwischen zwei Ländern nicht von den absoluten Produktionskosten abhängt, sondern von den relativen Kosten der produzierten Güter zueinander. Grundsätzlich ist demnach der Handel zwischen zwei Ländern immer vorteilhaft, wenn bei beiden Handelspartnern unterschiedliche Produktionskostenstrukturen existieren, d.h., wenn ein Land für ein produziertes Gut auf weniger Einheiten eines anderen Gutes verzichten muss als das andere Land (niedrigere Opportunitätskosten). In diesem Fall sollte jedes Land sich auf das Gut spezialisieren, das es relativ (komparativ) günstiger herstellen kann. Somit sind nach der Theorie internationaler Handel und internationale Arbeitsteilung selbst für solche Länder von Vorteil, die alle Güter nur zu höheren Kosten erzeugen können als das Ausland. Das Modell der komparativen Kostenvorteile besagt damit nichts anderes, als dass ein Land, welches ein Gut oder eine Dienstleistung günstiger herstellen kann als ein anderes Land, diese Güter oder Dienstleistungen gegen Güter und Dienstleistungen austauschen soll, die in dem anderen Land günstiger hergestellt werden können. Auf diese Weise profitieren beide Länder, weil die von Land A und Land B hergestellten Güter und Dienstleistungen zusammen mit weniger Aufwand hergestellt werden können, als wenn jedes Land seine benötigten Güter und Dienstleistungen selbst hergestellt hätte (<http://liq.lycos.de/qa/show>, <http://de.wikipedia.org/>).



C3 IMPORTE VON LEBENSMITTELN

Was sind die Gründe?

Grundsätzlich existieren fünf Möglichkeiten, weshalb ein Land landwirtschaftliche Erzeugnisse aus dem Ausland importiert. Es handelt sich dabei um Produkte, deren Einfuhr in Handelsverträgen geregelt ist (WTO-Abkommen, bilaterale Verträge mit der EU), oder um solche, welche im Verbrauchsland

- aufgrund klimatischer Bedingungen nicht angebaut werden können, aber nachgefragt werden;
- nicht in genügender Menge angebaut werden können um die Nachfrage zu decken;
- nur saisonal angebaut werden können, aber das ganze Jahr nachgefragt werden;
- höhere komparative Kosten⁹ in der Produktion aufweisen.

Natürlich treten auch Kombinationen auf. Tomaten liessen sich beispielsweise das ganze Jahr in der Schweiz produzieren, allerdings zu viel höheren Kosten als in Spanien oder Marokko. Bei Produkten, welche aufgrund klimatischer Bedingungen nicht im Inland gedeihen, besteht in der Regel keine direkte Konkurrenz zu einheimischen Produzenten. Indirekt wirkt sich zum Beispiel der Konsum von Südfrüchten aber auf Schweizer Obstproduzenten aus, nämlich dann, wenn im Winter Orangen anstelle von Äpfeln gegessen werden. In den übrigen drei Fällen stehen die ausländischen Produkte in direkter Konkurrenz zu den inländischen. Mehrheitlich stehen dabei die Produktionskosten im Vordergrund,

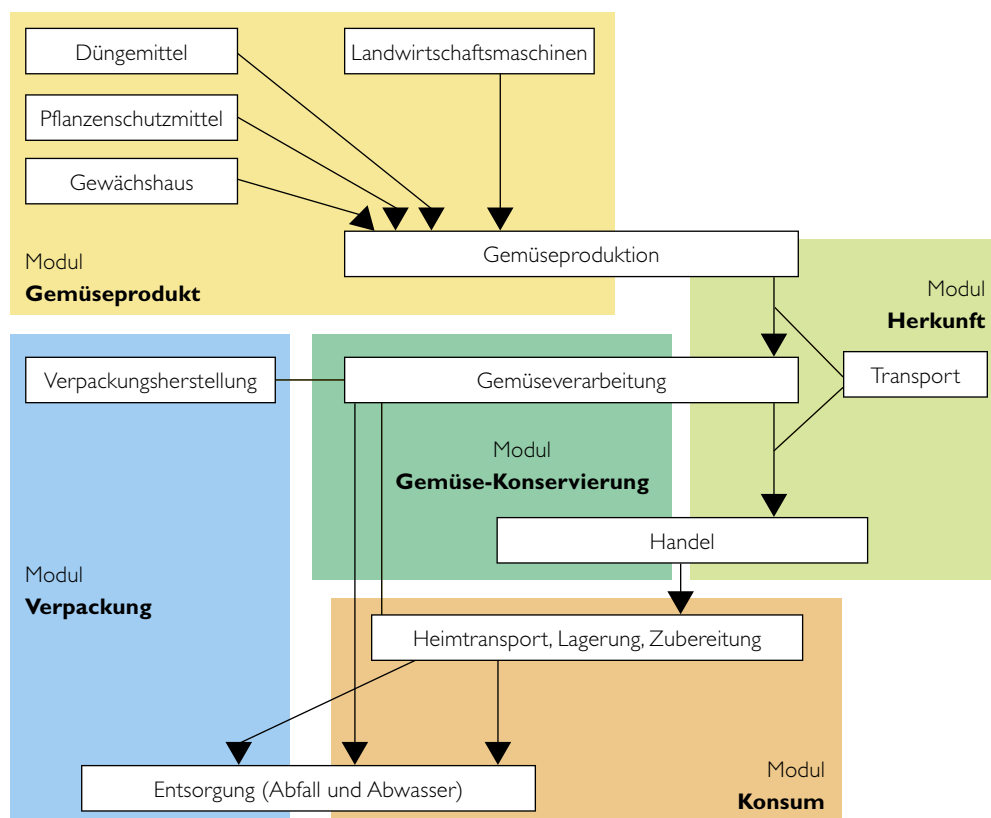
denn diese sind in der kleinstrukturierten Schweiz meistens höher als im Ausland (SBV 2004 et SBV 2005).

Kapitel zwei zeigt deutlich auf, dass sich die in der Schweiz konsumierten Mengen an Nahrungsmitteln in den letzten Jahren nur geringfügig verändert, aber gleichzeitig die Importe vieler landwirtschaftlicher Erzeugnisse stark zugenommen haben. Dafür gibt es hauptsächlich zwei Gründe: Einerseits wurde mit der Entkopplung der Preis- und

Einkommenspolitik im Zuge der Reform der Schweizer Agrarpolitik die Extensivierung der Produktion gefördert und so die Produktionsmenge im Inland gesenkt. Andererseits haben der in den WTO-Verträgen verlangte minimale Marktzutritt und der damit verbundene Abbau des Grenzschutzes vor allem bei tierischen Erzeugnissen für mehr Importe gesorgt, was den Druck auf die inländische Produktion erhöht hat.

Abbildung 20: Module für die Ökobilanzierung von Gemüseeinkäufen.

Quelle: Jungbluth et Faist (2004, S. 3).





In den meisten Fällen ist ein Anstieg von Importen auf tiefere Herstellungskosten im Ausland zurückzuführen. Unter Freihandelsbedingungen würden in der Schweiz deshalb die inländischen Produkte grösstenteils vom Markt verdrängt. Die Schweizer Agrarpolitik versucht, eine solche Entwicklung durch staatliche Interventionen wie Einfuhrbeschränkungen und Direktzahlungen zu verhindern.

Was sind die Folgen?

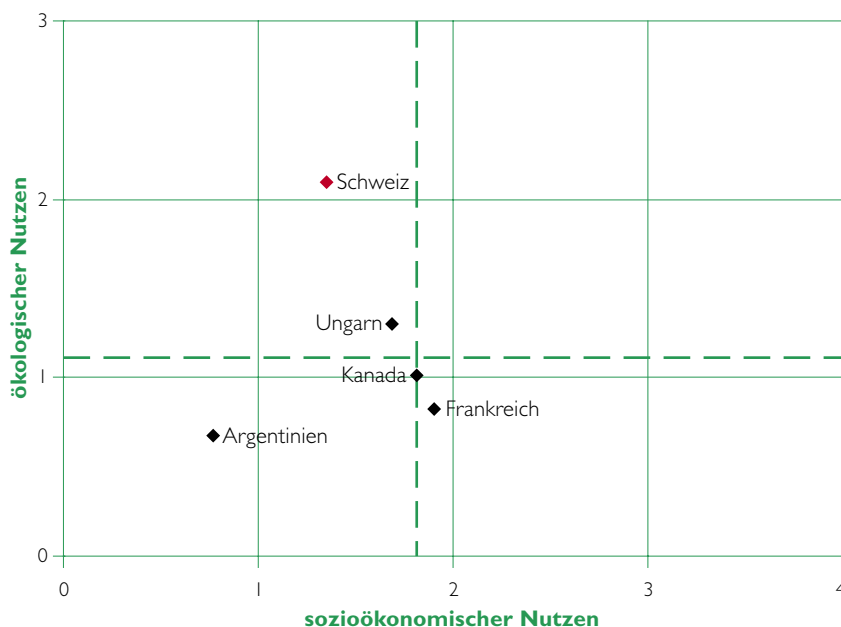
Aus theoretischer Sicht führt der Handel mit Gütern zu einer Verbesserung der ökonomischen Situation sowohl für das importierende als auch für das exportierende Land. Dies trifft jedoch nur dann zu, wenn die Märkte funktionieren und Eigentums-

resp. Nutzungsrechte beispielsweise für Wasser (vgl. Seite 45) klar definiert und durchsetzbar sind. Ansonsten entstehen Verteilungsprobleme, weil der Wohlstand nicht bis zu benachteiligten Bevölkerungsschichten «durchsickert» (Stiglitz, 2002, S. 99). Darüber hinaus können negative externe Effekte auf die Umwelt den Wohlstandsgewinn wieder kompensieren. In solchen Fällen kann nicht von einer nachhaltigen Strategie gesprochen werden. Global betrachtet verursacht die Ernährung einen bedeutenden Teil der Umweltbelastung. In der Schweiz beispielsweise werden pro Person und Monat vom Anbau bis zum Verzehr von Nahrungsmitteln 2400 Megajoule Primärenergie verbraucht, was ungefähr 75 Litern Benzin entspricht (Jungbluth und Faist

2004, S. 1). Für importierte Produkte muss der zusätzliche Energieverbrauch für den Transport bis zur Grenze noch hinzuaddiert werden. Neben dem Verbrauch an fossiler Energie hat die Nahrungsmittelproduktion weitere umweltrelevante Auswirkungen, zum Beispiel den Ausstoss von Treibhausgasen, Erosion oder die Belastung von Böden und Gewässern. Mit der Ökobilanzierung existiert eine wissenschaftliche Methode, welche bei der Beurteilung der Umweltverträglichkeit eines Produkts sämtliche Effekte von Herstellung, Herkunft, Verpackung, Konservierung und Konsum berücksichtigt. Dies wird in **Abbildung 20** am Beispiel von Gemüse veranschaulicht.

Anhand dieses Beispiels wird deutlich, dass jedes landwirtschaftliche Produkt für sich und ganzheitlich betrachtet werden muss, wenn man seine Nachhaltigkeit bewerten will. Ob ein einheimisches Produkt ökologisch besser oder schlechter abschneidet, hängt nicht nur davon ab, ob es umweltfreundlich produziert wird, sondern auch, woher es kommt, wie es transportiert wird und verpackt ist sowie auf welche Weise, zum Beispiel frisch oder gefroren, es schliesslich gekauft wird. Beim Gemüse belastet der Transport per Flugzeug in die Schweiz die Umwelt am stärksten. Dagegen prägt bei Fleisch in der Regel die landwirtschaftliche Produktion das Gesamtergebnis der Ökobilanz (Jungbluth et Faist, 2004, S. 4). Im Folgenden werden drei Konzepte vorgestellt, die sich mit einzelnen Aspekten der Ökobilanzierung befassen. Es handelt sich dabei um «virtuelle Flächen» (Prinzip analog zum ökologischen Fussabdruck), «virtuelles Wasser» sowie um die «graue Energie».

Abbildung 21: Soziökonomische und ökologische Bewertung der Nachhaltigkeit des Weizenanbaus in fünf Ländern. Quelle: Würtenberger et al. (2003).





Mit virtuellen Flächen wird berechnet, wie viel Fläche im Herstellungsland benötigt wird, um das entsprechende Produkt herzustellen und wie viel davon mit Importen in ein anderes Land eingeführt wird. Im Jahr 2001 beispielsweise hat die Schweiz 6200 Quadratkilometer virtueller Ackerfläche für die Produktion von zwei Millionen Tonnen pflanzlicher Öle, Getreide, Kaffee und Tee, Kakao und Kakaoprodukten, Früchten und Nüssen, Ölsaaten, Zucker, Süßwaren und Gemüse und Knollenfrüchten importiert. Die offene Ackerfläche in der Schweiz umfasste im selben Zeitraum rund 2900 Quadratkilometer, womit die Schweiz 2001 nur 30% ihres Bedarfs an Ackerfläche für pflanzliche Nahrungsmittel im Inland abzudecken vermochte (Würtenberger et al., 2004, S. 193). Auch wenn gewisse dieser Produkte in der Schweiz nicht hergestellt werden können, zeigt sich dann die Problematik einer nicht nachhaltigen Nutzung, wenn die ökologischen und sozialen Standards in den Exportländern schlechter sind als in der Schweiz. Das Fallbeispiel Weizen in der Analyse von Würtenberger (**Abb. 21**) zeigt, dass die Schweiz vor allem in Bezug auf den ökologischen Nutzen Vorteile besitzt.

Anhand der gestrichelten Linien, welche dem durchschnittlichen sozioökonomischen oder ökologischen Nutzen der analysierten Länder entsprechen, werden dafür die Probleme der schweizerischen Landwirtschaft im sozioökonomischen Bereich deutlich: Im Vergleich zu Ungarn, Kanada und Frankreich weist die Schweiz einen unterdurchschnittlichen sozioökonomischen Nutzen in der Weizenproduktion auf. Dies ist in erster Linie dem Einkommensunterschied zwischen den landwirtschaftlichen und den

nichtlandwirtschaftlichen Haushalten zuzuschreiben. Das landwirtschaftliche Einkommen liegt in der Schweiz deshalb näher bei der Armutsgrenze als in Frankreich, Kanada oder Ungarn.

Neben virtuellen Flächen existiert auch das Konzept des virtuellen Wassers. Der Begriff «virtuelles Wasser» bezeichnet diejenige Menge Wasser, welche zur Produktion eines landwirtschaftlichen Erzeugnisses gebraucht wird (Studer, 2003, S. 2). Eine Tonne Weizen beispielsweise benötigt in der Produktion eine Million Liter Wasser. Wasser ist jedoch in vielen Regionen der Welt eine knappe Ressource. Oft handelt es sich bei Wasser zudem um eine «Open-Access-Ressource». Das heisst, es existiert eine Rivalität zwischen einzelnen Wasserverbrauchern, aber es bestehen keine exklusiven Rechte für Nutzung von Wasser. Dadurch kommt es in vielen Fällen

zu einer Übernutzung der Wasserkapazitäten, was zu irreversiblen Schädigungen von wasserspeichernden Ökosystemen führt. Zudem trägt eine verstärkte Bewässerungswirtschaft zur Versalzung der Böden und somit zur langfristigen Zerstörung von Kulturland bei. Heute werden bereits 72% der weltweiten und 90% der Wasserressourcen in Entwicklungsländern in der Bewässerungswirtschaft eingesetzt (Neubert, 2001, S. 13). Die Methode des virtuellen Wassers setzt sich mit dieser Problematik auseinander und formuliert das folgende Grundprinzip: Aus trockenen Gebieten soll nicht zusätzlich Wasser in Form von landwirtschaftlichen Erzeugnissen exportiert und so die Mangelsituation noch verschärft werden. Vielmehr soll das Wasserdefizit in diesen Ländern durch den Import von Produkten aus wasserreichen Ländern ausgeglichen werden. Beispiele aus Saudi-Arabien oder Spanien zeigen

Tabelle 3: Graue Energie in Lebensmitteln.

Quelle: Energie et Environnement (2004, S. 9).

Produkt	Herkunft	Erdöläquivalente (l/kg)
Erdbeeren	Schweiz	0,2
	Israel (per Flugzeug)	4,9
Tomaten	Schweiz (Boden)	0,26
	Spanien (Boden)	0,34
	Schweiz (hors-sol)	0,91
	Niederlande (hors-sol)	0,95
Bohnen	Schweiz (frisch)	0,1
	Schweiz (getrocknet)	0,2
	Schweiz (gefroren)	0,3
	China (getrocknet)	0,3
	Ägypten (frisch, eingeflogen)	1,2





eindrücklich, dass ein wenig nachhaltiger Weg beschritten wird, wenn die Knappheit des Produktionsfaktors Wasser in ökonomischen Überlegungen weiterhin vernachlässigt wird (Allan, 2006, S. 2).

Weiter kann der Vergleich der Nachhaltigkeit von inländischen und importierten Produkten anhand der so genannten grauen Energie aufgezeigt werden. Darunter wird diejenige Energie verstanden, welche in die Produktion und den Transport von Lebensmitteln gesteckt wird. In der **Tabelle 3** lässt sich an den Beispielen Erdbeeren, Tomaten und Bohnen der unterschiedliche Energieverbrauch für Produktion und Transport ablesen. Dabei schneiden die im Inland produzierten Nahrungsmittel mehrheitlich besser ab als die importierten.

Auch an dieser Stelle bestätigt sich einmal mehr, was schon aus den vorangehenden Konzepten hervorgeht: Die ökologische Qualität hängt nicht nur von der Art der Produktion ab, sondern auch von der Verarbeitung, dem Transport und der Konservierung. Die Beurteilung von Nahrungsmitteln

ist daher eine komplexe Angelegenheit und die einzelnen Elemente der Ökobilanz sind nicht in jedem Fall klar abgrenzbar. Nichtsdestotrotz lassen sich aber einige grundsätzliche Erkenntnisse festhalten:

- Wie nachhaltig ein importiertes Produkt ist, hängt nicht alleine von den sozioökonomischen Auswirkungen ab. Für die Beurteilung müssen auch die ökologischen und verteilungspolitischen Aspekte berücksichtigt werden.
- Die Vielfalt in der landwirtschaftlichen Produktion führt dazu, dass nicht pauschal über eine Produktkategorie geurteilt werden kann. Für jedes einzelne Produkt müssen das Produktionsverfahren, der Transport, die Konservierung, die Verpackung und der Konsum berücksichtigt werden.
- Die Konzepte der virtuellen Fläche, des virtuellen Wassers und der grauen Energie machen deutlich, dass die Entwicklung der Nahrungsmittelproduktion auf globaler Ebene nur nachhaltig erfolgt, wenn alle externen Effekte, das heißt Auswirkungen auf Dritte und die Umwelt, berücksichtigt werden.

C4 BEISPIEL «ALMERÍA»

Fliegt man über die andalusische Provinz Almería, glaubt man, unter sich ein silbrig schimmerndes Meer zu sehen. Tatsächlich ist die gesamte Ebene zwischen den Badestränden¹⁰ im Süden und dem Gebirgszug im Norden der südspanischen Region mit Gewächshäusern für den geschützten Anbau von Gemüse und Obst bedeckt. Das «Plastikmeer», oder «mar del plástico», wie die Einheimischen es nennen, erstreckt sich über 350 Quadratkilometer und ist selbst vom Mond aus erkennbar. In Almería, der trockensten und sonnenreichsten Gegend Europas, befindet sich damit die weltgrößte Konzentration von Intensivkultur und Europas produktivster Agrarstandort. Seine besondere Stärke ist die lange Sonneneinstrahlung, die bis zu fünf Ernten im Jahr ermöglicht. Dabei wachsen die Pflanzen in den Gewächshäusern meist nicht in der Erde, sondern auf Substraten; Bewässerung sowie Düngung erfolgen computergesteuert. Auf diese Weise werden heute in Almería jährlich rund drei Millionen Tonnen Obst und Gemüse für den EU-Binnenmarkt produziert. Die industrielle Grossproduktion wird täglich mit Hilfe von tausenden von Lastwagen in Europa verteilt (30% nach Deutschland, 20% nach Frankreich, 1 bis 2% in die Schweiz, total stammen 20% des in Europa konsumierten Gemüses aus Andalusien). Wegen der Trockenheit, des stetigen Winds und der

Abbildung 22: Satellitenbild Südspanien 1974 (ohne Gewächshäuser) und 2004 (mit Gewächshäusern). Quelle: <http://na.unep.net>.



¹⁰ Dank des warmen und sonnigen Klimas stellt der Tourismus eine wichtige wirtschaftliche Quelle der Region dar. Bekannte Touristenorte sind unter anderem Roquetas de Mar, Aguadulce, Vera oder Cabo de Gata (<http://de.wikipedia.org>).



raren Regenfälle ist der Boden in und um Almería stark erodiert. Ein weiterer Grund für die Verwüstung des Bodens ist die Versalzung durch starke Bewässerung. Obwohl Letztere dank der Plastikfolien bis zu einem Drittel reduziert werden kann, verbraucht der intensive Gemüseanbau in dieser trockenheissen Region sehr viel Wasser (http://www.umbruch-bildarchiv.de/bildarchiv/ereignis/plastikmeer_almeria.html). Dadurch ist das Grundwasser in den letzten Jahrzehnten stark gesunken und versalzen¹¹. Heute werden fossile Wasservorräte aus 100 Metern Tiefe hochgepumpt. Oder es wird Wasser aus den nord- und spanischen Bergen in die Anbaugelände geleitet. Solche Wassertransfers zerstören, warnt die FAO¹², die gesamte Ökologie der betroffenen Gewässer und der angrenzenden Feuchtgebiete, ihren Artenreichtum und ihre Reinigungskraft (Wepf et Zimmermann, 2003, S. 9). Neben der Übernutzung der Wasserressourcen ist auch die Verunreinigung der Böden durch übermäßigen Einsatz von phytosanitären Erzeugnissen und Kunstdüngern problematisch. Durchschnittlich werden pro Hektar 40 Kilogramm Pestizide eingesetzt

(Bodendesinfektionsmittel wie Methylbromid und Chlorkiprin nicht mitgerechnet). Im Vergleich zu den Niederlanden würden in Almería doppelt so viel Dünger und drei bis vier Mal so viel Pestizide verteilt, meldet das Europäische Komitee für die Verteidigung der Flüchtlinge und GastarbeiterInnen CEDRI. Diese Organisation wehrt sich für die Rechte der Saisoniers, welche in Almería zu niedrigsten Löhnen arbeiten. Sie stammen vorwiegend aus dem Maghreb, aus Ländern südlich der Sahara, aus Lateinamerika und aus Osteuropa. An ihren schlecht belüfteten Arbeitsplätzen und in den notdürftigen Unterkünften zwischen den Gewächshäusern sind sie ständig den giftigen¹³ Agrarchemikalien ausgesetzt. Obschon diese Menschen den Reichtum der Region wesentlich generieren, geniessen sie keinerlei soziale Absicherung (Unfall-, Kranken-, Rentenversicherung, keine gewerkschaftliche Interessenvertretung) und sehen sich häufig rassistischer Anfeindung ausgesetzt. «Die soziale Ausbeutung erinnert mehr an die Dritte Welt als an Europa», so das Resümee einer Delegation

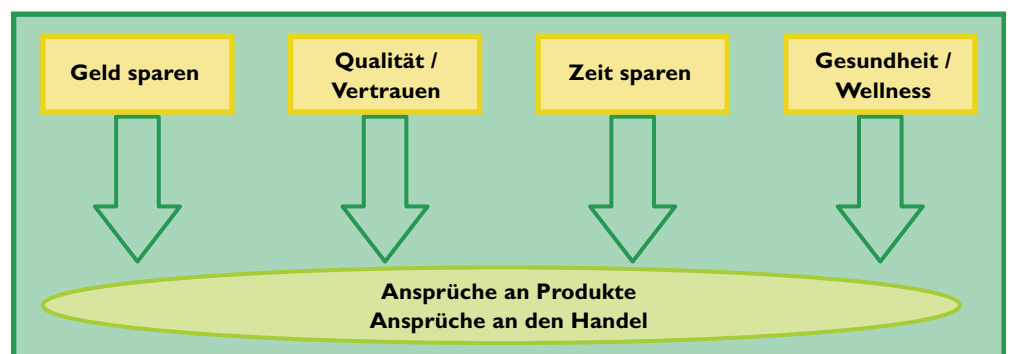
des Europäischen Bürgerforums (<http://doku.cac.at/tomatsolartikel2005.pdf>). Unter diesen Umständen müsste das «TransFair-Gütesiegel», das eigentlich nur gerechtere Handelsbedingungen und Löhne in der Dritten Welt garantiert, auch innerhalb der EU zur Anwendung kommen. Das Beispiel des intensiven Gemüsebaus in Almería ist nur eines von vielen. Ähnliche Verhältnisse finden sich in vielen anderen Ländern der Welt (Europäisches Bürgerforum et CEDRI, 2004).

C 5 EINFLUSS DER AKTEURE

Landwirte haben über eine extensive, standortangepasste Produktion die Möglichkeit, Umweltbelastungen zu verringern, sofern sie weiterhin wettbewerbsfähig bleiben. Die ganzheitliche Betrachtungsweise führt aber zur Einsicht, dass sie nicht die einzigen Akteure sind, die einen aktiven Beitrag zu einer nachhaltigen Ernährung erbringen können. Ebenso bedeutend ist

Abbildung 23: Megatrends im beginnenden 21. Jahrhundert.

Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an Bratschi et Feldmann (2003, S. 59 – 126).



¹¹ Aufgrund des gesunkenen Grundwasserspiegels ist an der Küste salzhaltiges Wasser eingesickert. Am steigenden Wasserbedarf und an der Wasserknappheit in Andalusien ist neben der Bewässerungswirtschaft auch das Tourismusgeschäft beteiligt. Für die boomende Levante-Küste wurde beispielsweise Wasser aus dem nördlich gelegenen Tajo-Flusstal umgeleitet (Wepf et Zimmermann, 2003, S. 18).

¹² Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der vereinten Nationen (Food and Agriculture Organisation of the United Nation) mit Sitz in Rom.

¹³ Hunderte von ihnen mussten schon in der Intensivstation von Torrecardenas (Almería) behandelt werden, 25 davon starben an den Folgen einer Organophosphat-Vergiftung (Salmhofer, 2001, S. 9).





das Verhalten der Lebensmittelverarbeitung, des Handel und der Konsumenten: In der Verarbeitung stehen eine effizientere Energienutzung und die Vermeidung von Abwässern im Vordergrund. Der Handel kann versuchen, im Bereich der Kühlung und der Verpackung umweltfreundlicher zu agieren. Über den grössten Spielraum für ein umweltgerechtes Handeln verfügen jedoch die Verbraucher. Besonders umweltbewusste Konsumenten könnten Energiebedarf und CO₂-Emissionen durch ihre Ernährung auf die Hälfte derjenigen eines Durchschnittsschweizers reduzieren (Jungbluth et Faist 2004, S. 2). Darüber hinaus darf nicht vergessen werden, dass auch die Politik durch die Gesetzgebung über einen Einfluss auf die Nachhaltigkeit der Nahrungsmittel verfügt. Im Folgenden wird der Schwerpunkt allerdings beim Konsumentenverhalten gesetzt.

Einkaufsverhalten der Konsumenten

Heutzutage ist das Ernährungsverhalten immer wieder neuen Trends unterworfen. Eine klare Zuordnung von definierten Gruppen zu einzelnen Strömungen ist jedoch schwierig, da eine Person je nach Situation unterschiedliche Entscheidungen treffen kann (Jungbluth, 2000, S. 2). Man spricht in diesem Zusammenhang vom hybriden Konsumenten. Generell wird das Einkaufsverhalten der Verbraucher durch so genannte Megatrends bestimmt (Richter, 2004, S. 2, **Abb. 23**). Dabei handelt es sich um politisch, konjunkturell oder soziokulturell bedingte, mittel- bis längerfristige Handlungsmuster, welche von einer Mehrheit der Gesellschaft bewusst oder unbewusst befolgt werden.

In der UNIVOX-Studie des GfS-Forschungsinstituts (Tutkun, 2004, S. 18) ist in den letzten Jahren eine klare Tendenz zum Preis als wichtigstes Kriterium der Kaufentscheidung auszumachen. 2004 geben 57% der Befragten an, beim Kauf von Nahrungsmitteln grundsätzlich auf den Preis zu achten. Dies entspricht dem höchsten Prozentsatz seit Beginn der Messungen 1986 und ist in erster Linie auf die anhaltend schwache Konjunkturlage der letzten Jahre sowie auf die Discountpreispolitik der Grossverteiler und die «Geiz ist geil»-Welle zurückzuführen. Vor allem wenn die Konsumenten bei einem teureren Produkt keinen erheblichen Mehrwert gegenüber dem billigeren ausmachen können, entscheiden sie sich für letzteres. Für Zusatznutzen bezüglich Gesundheit, Convenience und Geschmack ist hingegen eine grössere Zahlungsbereitschaft vorhanden (Lehmann et Albisser, 1999, S. 1). Dass Lebensmittel mit positivem Einfluss auf die Gesundheit (Health und Functional Food), von guter Qualität und mit Convenience-Charakter oder ethologischem Mehrwert (Tierwohl, Ökologie, Herkunft) etwas teurer sein dürfen, bestätigen auch Bratschi et Feldmann (2003, S. 28) sowie weitere Untersuchungen zu den Einstellungen der Schweizer Bevölkerung gegenüber Produkt- und Qualitätsmerkmalen von Lebensmitteln. Die Meinung der Schweizer Bevölkerung zum Thema Tierwohl tritt beispielsweise in einer Studie von Langnauer (2001) deutlich zutage. Darin äussern 80% der Befragten eine erhöhte Zahlungsbereitschaft in Form höherer Steuern für eine Verbesserung des Tierwohls sämtlicher Nutztierarten durch vermehrte Weide- und Auslaufhaltung. Bezüglich der Wichtigkeit der Herkunft von Lebensmitteln hat eine Repräsentativumfrage der IHA-GfK (2003) und Demoscope

(2006) zum Einkaufsverhalten der Schweizer Konsumenten ergeben, dass rund 70% der Teilnehmer bei der Produktdeklaration «immer» oder «meistens» auf die Angabe des Produktionslands schauen und 75% die Schweizer Herkunft «wichtig» bis «sehr wichtig» ist. Dabei spielt die Herkunft beim Fleisch die grösste Rolle (71%), während im Fall von Gemüse (47%), Früchten (40%) und Eiern (15%) weniger darauf geachtet wird. Gemäss der «Fleischimage-Studie» von Demoscope (2001, S. 9) ist für die Mehrzahl der Befragten wichtiger, dass Fleisch aus der Schweiz als aus der Region stammt. Dieser Befund wird von der neusten Repräsentativumfrage zum Thema (Demoscope, 2006) bestätigt. Frauen und ältere Personen achten besonders auf das Herkunftsland Schweiz. Besonders häufige Assoziationen zur Bezeichnung «Hergestellt in der Schweiz» sind unter anderem gute Qualität, artgerechte Tierhaltung, Kontrolle, Heimat und Sicherheit (IHA-GfK, 2003, Demoscope, 2001, S. 9).

Allen Konsumenten gemeinsam ist das Bedürfnis nach Vertrauen. Es ist einerseits auf einen Informationsüberfluss im Zusammenhang mit Lebensmitteln zurückzuführen: Im Übermass vorhandene Meldungen über moderne biotechnologische Methoden (zum Beispiel die Herstellung von transgenen Pflanzen und Tieren), Schlagzeilen über neue Forschungserkenntnisse sowie Ratschläge für eine gesunde Ernährung und Werbung für die verschiedensten Produkte und Labels überfordern die Aufnahme- und Verarbeitungskapazität der Konsumenten. Oft sind diese Botschaften auch widersprüchlich und mangels Fachwissen für die Verbraucher schwer einzuordnen. Zudem weisen Letztere nach Cohl (1997, S. 3)



ein ungenügendes Verständnis für Risikogrössen und eine mangelnde Fähigkeit zur Bewertung von Informationen über ein Risiko auf. Berichte über produktionsbedingte Fehlleistungen und vor allem die damit verbundenen Qualitätseinbussen und Gefahren wecken deshalb eine starke Versicherung bei den Verbrauchern. Folglich ist der Aufbau von Vertrauen der Kunden in die Qualität und Sicherheit der angebotenen Ware sowohl für Produzenten als auch für den Handel eine zentrale Aufgabe. Wo, wie beispielsweise im Fall von ökologischen oder ideellen Mehrwerten, diese Produkt- und Qualitätsmerkmale durch die Konsumenten nicht überprüft werden können, spielen Marken und Label eine bedeutende Rolle beim Vertrauensauf- und -ausbau. Auf gesättigten Märkten mit einem eher gleichartigen Produktangebot sind ausserdem Authentizität und emotionale Ansprache von grosser Wichtigkeit.

Aufgrund der teilweise gegenläufigen Natur der Megatrends bestehen für Produktion und Handel trotz Zahlungsbereitschaft für Zusatzleistungen gewisse Schwierigkeiten, den heutigen Verbraucheransprüchen gerecht zu werden. Die verschiedenen Konsumstile der heutigen Verbraucher fordern am selben Verkaufsort die Bereitstellung einer Auswahl von unzähligen Möglichkeiten: Neben zeitsparenden Fertigmahlzeiten und Functional Food sollte auch ein reichhaltiges Angebot an naturbelassenen Frischprodukten und Wellness vorhanden sein. Der Kunde von heute wünscht in jeder Situation seine momentanen Bedürfnisse decken zu können. Sei dies in Form einer raschen Essenszubereitung nach einem hektischen Arbeitstag oder eines zeitintensiven Verwöhnprogramms am Wochenen-

de. Auf diese Weise wird vorwiegend bei haushaltsbezogenen Aktivitäten mittels Convenience-Produkten Zeit gekauft und diese in Erwerb oder Freizeit investiert. Dort stellt sie aufgrund wachsender Belastung am Arbeitsplatz bzw. ausserberuflichen Konsumdrucks für viele Mitglieder der gegenwärtigen Gesellschaft den primären Knappheitsfaktor dar. Jährlich steigende Krankenkassenprämien, Jugendwahn und Überalterung sowie regelmässig in der Öffentlichkeit diskutierte Gefahren für das menschliche Wohlergehen (Missbrauch von Tabak und Alkohol, Übergewicht, Asbest, BSE, Antibiotika, Hormone usw.) erklären ein bei einer grossen Bevölkerungsgruppe erwachtes Interesse an der Pflege und Erhaltung der eigenen Gesundheit und somit den Megatrend «Gesundheit».

Obwohl die dem Einkaufsverhalten der Konsumenten zu Grunde liegenden Entscheidungsprozesse sehr komplex sind, lassen sie sich mit Hilfe der Megatrends auf einfache Art und Weise gut charakterisieren. Dabei sind zwei sich konkurrenzierende Trends von besonderer Bedeutung: Einerseits besteht auf Verbraucherstufe der Anspruch, möglichst billige Nahrungsmittel kaufen zu können, andererseits existiert jedoch das Bedürfnis, gesundheitlich unbedenkliche, qualitativ hochwertige und ökologisch nachhaltige Produkte zu konsumieren.

Empfehlungen für den nachhaltigen Konsum von Lebensmitteln

Meistens führen die Entscheidungsprozesse der Konsumenten nicht zu einer nachhaltigen Ernährungsstrategie, weder hinsichtlich der wirtschaftlichen, ökologischen und sozialen Dimensionen noch bezüglich individueller Aspekte wie zum Beispiel der Gesund-

heit. Für die ökologische Grösse lassen sich aber drei einfache Regeln formulieren, die in jedem Fall zu einer Verbesserung der Umweltqualität führen:

1. Auf Frischprodukte, die aus Übersee (Europa) eingeflogen wurden, verzichten und Produkten aus der Schweiz beziehungsweise der Region den Vorzug geben.
2. Saisongemüse kaufen und auf Gemüseprodukte aus beheizten Gewächshäusern verzichten.
3. Frische beziehungsweise gekühlte statt tiefgekühlte Produkte kaufen.

Im sozioökonomischen Bereich hingegen lassen sich nicht so leicht Empfehlungen für einen nachhaltigen Verbrauch von Lebensmitteln aufstellen. An dieser Stelle werden die Vorteile der Schweizer Landwirtschaft besonders deutlich, denn die multifunktionalen Leistungen der inländischen Bauern sind klar definiert und leicht erkennbar: Sie produzieren Nahrungsmittel, die hohen ökologischen, ethischen und gesundheitlichen Standards genügen und sorgen nach Artikel 104 der Bundesverfassung für die sichere Versorgung der Bevölkerung, die Pflege der Kulturlandschaft und den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen sowie der dezentralen Besiedlung. Der Kauf von inländischen Produkten unterstützt die einheimische Landwirtschaft deshalb direkt und sorgt indirekt dafür, dass die Lebensfähigkeit der einzelnen Regionen, kulturelle Traditionen und landwirtschaftliches Know-how erhalten bleiben.





C 6 QUALITÄT SCHWEIZ

Schweizer Lebensmittel erfüllen höchste Qualitätsstandards. Über fundierte Berufsaus- und Weiterbildungsangebote für entsprechende Berufssparten sowie dank einem effizienten Qualitätssicherungsmanagement von Sorten- und Zuchtverbänden, Branchenorganisationen, Nahrungsmittelverarbeitern und Detailhändlern wird einerseits eine sehr gute Produktqualität erreicht. Andererseits garantieren im internationalen Vergleich strenge gesetzliche Auflagen in den Bereichen Umwelt-, Tier-, Luft- und Gewässerschutz sowie Nahrungsmittelsicherheit auch eine hervorragende Prozessqualität. Auf Stufe Landwirtschaft wird die Einhaltung dieser Bestimmungen durch die

Abbildung 24: Logo Suisse Garantie.
Quelle: <http://www.suissegarantie.ch>.



Bindung des Bezugs von Direktzahlungen¹⁴ an die Erfüllung der Anforderungen des ökologischen Leistungsnachweises (ÖLN) gewährleistet. Letztere betreffen in erster Linie

- die Nutztierhaltung gemäss Tierschutzgesetz;
- einen angemessenen Anteil an ökologischen Ausgleichsflächen;
- eine geregelte Fruchtfolge und geschlossene Nährstoffkreisläufe;
- den verantwortungsvollen Einsatz von nicht umwelt- oder gesundheitsschädigenden Pflanzenschutzmitteln;
- den Schutz des Bodens vor Erosion.

Darüber hinaus werden im Rahmen von Bundesprogrammen oder privatrechtlichen Labelorganisationen¹⁵ zahlreiche zusätzlichen Leistungen erbracht, welche über die Einhaltung der gesetzlichen Anforderungen respektive des ÖLN hinausgehen. Lebensmittel aus der Schweiz gelten denn auch zu Recht als besonders hochwertig und werden vor allem mit den Qualitätsmerkmalen Frische, Natürlichkeit und mit strengen Produktionsvorschriften in Verbindung gebracht. Laut Studien und Befragungen bevorzugen Schweizer Verbraucher deshalb Produkte aus dem eigenen Land und wünschen sich eine klare Herkunftsdeklaration. Aus diesem Grund hat die Schweizer Landwirtschaft vor gut zwei Jahren das Herkunftszeichen Suisse Garantie eingeführt. Es zeichnet Produkte aus dem Herkunfts- und Verarbeitungsland Schweiz aus und bietet damit eine Entscheidungshilfe und Sicherheit beim Einkauf von Nahrungsmitteln. Suisse Garantie stellt klare Anforderungen an deren Produktion und Verarbeitung und betreibt ein lückenloses, unabhängiges Kontroll- und Zertifizierungssystem. Produkte

mit dem Herkunftszeichen Suisse Garantie müssen

- vollumfänglich in der Schweiz¹⁶ hergestellt und verarbeitet sein;
- ohne gentechnisch veränderte Pflanzen oder Tiere produziert sein;
- von umweltschonend arbeitenden Betrieben (ÖLN) stammen.

Als Herkunftszeichen für Nahrungsmittel aus einheimischer Produktion ist Suisse Garantie für die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft von zentraler Bedeutung. Aufgrund des sinkenden Grenzschatzes ist sie immer stärker mit sich öffnenden Märkten und damit mit Konkurrenz durch ausländische Produkte konfrontiert. Sollen Produktion und Absatz von Schweizer Landwirtschaftsprodukten nicht zurückgehen, müssen Schweizer Nahrungsmittel sowohl im Inland als auch auf den Exportmärkten deutlich gekennzeichnet und durch strenge Kontrollen vertrauenswürdig bleiben. Neben qualitativ hoch stehenden Erzeugnissen produziert die Schweizer Landwirtschaft auch gemeinwirtschaftliche Leistungen in Form öffentlicher Güter. Dazu

¹⁴ Direktzahlungen sind ein zentrales Element der Schweizer Agrarpolitik, denn sie ermöglichen die Trennung von Preis- und Einkommenspolitik. Sie gelten die gemeinwirtschaftlichen Leistungen der Landwirtschaft ab (beispielsweise die Pflege der Kulturlandschaft).

¹⁵ Label sind Auszeichnungen für Produkte, die innerhalb eines Markenprogramms besondere Anforderungen (oft strengere Richtlinien als Gesetze) bezüglich Herkunft oder Produktion erfüllen. Das Labelzeichen dient zur Differenzierung innerhalb eines Marktsegments und soll auf einen Mehrwert gegenüber klassischen Produkten hinweisen.

¹⁶ Inbegriffen sind das Fürstentum Lichtenstein, die Freizone Genf sowie die in der schweizerischen Gesetzgebung beziehungsweise in Staatsverträgen geregelten Grenzzone (www.suissegarantie.ch).



zählen die Pflege der Kulturlandschaft, der Erhalt der Produktionsgrundlagen und der dezentralen Besiedlung sowie der damit verbundenen Brauchtümer, Handwerkskünste und des Fachwissens. Zusammen prägen diese Leistungen das einzigartige und unverwechselbare Gesicht der Schweiz und bieten damit eine kulturelle Heimat für die Schweizer Bevölkerung sowie die Grundlage für den Erfolg in der Tourismusbranche. Wer Schweizer Lebensmittel kauft, kommt somit nicht nur in den Genuss qualitativ erstklassiger Produkte, er leistet damit auch einen Beitrag an eine multifunktionale und nachhaltig produzierende Landwirtschaft sowie eine landschaftlich attraktive Schweiz.

C7 SYNTHESE UND SCHLUSSFOLGERUNGEN

Die geringe Veränderung des Nahrungsmittelverbrauchs in den letzten Jahren lässt auf eine Sättigung der Bedürfnisse der Schweizer Bevölkerung schliessen. Gleichzeitig zeigen die Statistiken der landwirtschaftlichen Importe, dass immer mehr Nahrungsmittel aus dem Ausland auf den Markt gelangen.

¹⁷ Unter NTC werden nichthandelsbezogene Anliegen innerhalb der WTO-Verhandlungen verstanden. Darunter fallen beispielsweise geografische Herkunftsbezeichnungen oder Deklarationsvorschriften für einzelne Produktionsmethoden. NTC beziehen sich auf die multifunktionalen Leistungen der Landwirtschaft, d. h. auf nicht handelbare Güter wie die sichere Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln oder den Schutz der Umwelt (Prestegard, 2005, S. 232).

¹⁸ Die ökologischen und gesellschaftlichen Ansprüche bilden nach Baghwati (2004) unterschiedliche Standortbedingungen, beispielsweise viel Wasserressourcen versus knappe Wasserressourcen, ab.

Dadurch sinkt der Inlandanteil der Schweizerischen Produktion am Nahrungsmittelkonsum fortlaufend. Die Gründe für die Zunahme der Importe sind mehrheitlich politischer Natur. Insbesondere die auf internationalen Druck hin zunehmende Öffnung der Märkte führt dazu, dass immer mehr heimische Erzeugnisse durch Importe verdrängt werden. Unter Zuhilfenahme von Methoden wie dem ökologischen Fussabdruck oder der Ökobilanzierung zeigt sich aber, dass aus dem Ausland eingeführte Produkte vor allem in Bezug auf ökologische Aspekte vielfach schlechter abschneiden als inländische. Während der ökologische Fussabdruck jedem Gegenstand diejenige Fläche zuordnet, welche für seine Produktion verbraucht wird (virtuelle Flächen), beurteilt die Ökobilanzierung die Umweltverträglichkeit eines einzelnen Produkts anhand sämtlicher Effekte von Herstellung, Herkunft, Verpackung, Konservierung und Konsum. Darunter fallen neben Land-, Wasser- und Energieverbrauch auch sekundäre Auswirkungen auf die Umwelt, zum Beispiel die Zerstörung von Ökosystemen durch den Eintrag von Pestiziden in Boden und Wasser. Ursachen der Produktion von wenig nachhaltigen Agrarerzeugnissen in vielen Ländern der Welt sind in erster Linie nicht funktionierende Märkte, mangelnde Vorschriften zur Nutzung von Boden, Wasser und Luft sowie ungenügend durchsetzbare Eigentumsrechte.

Im Rahmen einer umfassenden Betrachtungsweise, wie sie die Ökobilanzierung erfordert, treten die Vorteile von Erzeugnissen aus der Schweizer Landwirtschaft deutlich zu Tage: Ihre Produktion hält hohe ökologische und ethische Anforderungen ein, die einer regelmässigen Kontrolle

unterliegen und dadurch transparent sind: Über eine äusserst tierfreundliche Haltung, strenge Umweltauflagen sowie ein Verbot des Einsatzes von genetisch veränderten Organismen (GVO) und andere Vorlagen erreichen Schweizer Produkte eine hohe Prozessqualität. Darüber hinaus garantieren umfassende Massnahmen der Qualitätssicherung eine einwandfreie Produktqualität. Zusätzlich dazu erbringen die Schweizer Landwirte wichtige multifunktionale Leistungen, die nicht importierbar sind, nämlich die Pflege der Kulturlandschaft sowie die Erhaltung der Produktionsgrundlagen und der dezentralen Besiedlung. Indem sie günstige Rahmenbedingungen und wertvolle kulturelle Errungenschaften auch für künftige Generationen sichern, tragen diese gemeinwirtschaftlichen Leistungen wiederum zu einer nachhaltigen Lebensweise bei.

Für eine global nachhaltig produzierende Landwirtschaft ist es von grosser Notwendigkeit, sich im Rahmen der WTO-Verhandlungen für die Anerkennung einer multifunktionalen Landwirtschaft und die Behandlung der Non Trade Concerns (NTC)¹⁷ einzusetzen. Neben der nötigen Unterstützung von politischer Seite spielen aber die Konsumenten die zentrale Rolle für ein auch ausserhalb der eigenen Landesgrenzen nachhaltig wirkendes Ernährungsverhalten. Durch den Konsum von Importen werden negative externe Effekte einfach exportiert. Davon auszugehen, dass im Erzeugerland einfach geringere ökologische und gesellschaftliche Ansprüche¹⁸ bestehen und deshalb andere Standards vorherrschen (Baghwati, 2005, S.147) ist nicht in jedem Fall gerechtfertigt. Eine nachhaltige Landwirtschaft darf deshalb an der Grenze nicht Halt machen. Mit





der Berücksichtigung der Produktherkunft bei ihren Konsumentenscheidungen können die Verbraucher einen direkten Beitrag zu einer lebensfähigen und nachhaltigen Landwirtschaft leisten. Dazu muss das Bewusstsein, dass der Einkauf von Nahrungsmitteln eine ökologische und sozioökonomische Komponente hat, gestärkt werden. Gelingt es, den Mehrwert von gesunden und qualitativ hoch stehenden Schweizer Produkten in eine glaubwürdige Marke zu übertragen, kann die Schweizer Ernährungswirtschaft im In- und Ausland vom so genannten Swissness-Bonus profitieren. Dann besteht auch die Chance, im Falle einer weiteren Öffnung der Märkte der Schweizer Landwirtschaft mit dem Export von Agrarprodukten neue Perspektiven zu eröffnen.





Teil A

Teil B

Teil C

Anhang





Teil D: Anhang

56

ANHANG 1 DEFINITION DER INDIKATOREN

Jahresarbeitsverdienst je Familienarbeitskraft
Entschädigung für die von einer Familienarbeitskraft geleistete Arbeit auf dem Betrieb. Teilzeit auf dem Betrieb beschäftigte Familienarbeitskräfte werden auf der Basis von 280 Arbeitstagen angerechnet. Im Unterschied zum Begriff des «Lohnes» handelt es sich beim Jahresarbeitsverdienst um eine rechnerische Grösse.

Working-Poor-Quote

Anteil der als Working Poor geltenden Familienarbeitskräfte an den insgesamt arbeitenden Familienarbeitskräften. Als Working Poor wird eine Familienarbeitskraft bezeichnet, wenn das Gesamteinkommen der Familienmitglieder auf dem Landwirtschaftsbetrieb nach Abzug der Steuern und der Sozialversicherungsbeiträge unter der Armutsgrenze liegt.

Gesamtkapitalrentabilität

Finanzielle Rentabilität des auf dem Betrieb eingesetzten Eigen- und Fremdkapitals. Verhältnis zwischen dem Reinertrag (= Rohertrag – Fremdkosten – Lohnanspruch der Familienarbeitskräfte + Schuldzinsen) und dem eingesetzten Kapital.

Eigenkapitalbildung

Erwirtschafteter Jahresüberschuss der Bauernfamilie aus der Landwirtschaft und den Nebeneinkommen. Die Eigenkapitalbildung ist der nicht konsumierte Teil des Gesamteinkommens.

ANHANG 2 LITERATURVERZEICHNIS TEIL C

Agristat SBV Statistik (2005): Statistische Erhebungen & Schätzungen 1936 – 2004. Schweizerischer Bauernverband, Brugg.

Allaen, J. A. (2006): Virtuelles Wasser: Eine zweckmässige Lösung. Dossier: Virtuelles Wasser. Institut für Orientalische und Afrikanische Studien der Londoner Universität, London. Internet: http://www.unesco.ch/actual-content/new/virtualwater/dossier_virtuelles_wasser.htm

Baghwati, J. (2004): In Defense of Globalization, Oxford University Press.

Bratschi, T., Feldmann, L. (2003): Stomach Competence – Wachsen in gesättigten Food-Märkten – Trends, Strategien und Konzepte für Lebensmitteleinzelhandel, Food-Hersteller und Systemgastronomie. Deutscher Fachverlag, Frankfurt am Main.

Bundesamt für Gesundheit BAG (2005): Fünfter Schweizerischer Ernährungsbericht. Bundesamt für Gesundheit, Bern.

Cohl, H. A. (1997): Are We Scaring Ourselves to Death? How Pessimism, Paranoia and a Misguided Media Are Leading Us Toward Disaster. St. Martin Edition, St. Martins Griffin.

Demoscope (2001): Das Image von Fleisch in den Privat- und Grosshaushalten der Schweiz. Auftragsstudie für Proviande, Marktforschungsinstitut Demoscope, Adligenswil.

Demoscope (2006): Studie zur Bedeutung der Regionalität bei Labels im Schweizer Lebensmittelhandel. Auftragsstudie für Schweizer Milchproduzenten SMP, Marktforschungsinstitut Demoscope, Adligenswil.

Eichholzer, M. (2006): Ernährungssituation in der Schweiz – Resultate des Fünften Schweizerischen Ernährungsberichts. Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich, Zürich. Internet: http://www.sge-ssn.ch/d/dienstleistungen/tagungen_symposien/fachtagung_5_ch-ernaehrungsbericht.

Eidgenössische Oberzolldirektion (2005): Aussenhandelsstatistik. Oberzolldirektion (EZV), Abteilung Aussenhandelsstatistik und Wirtschaftsfragen, Bern.

Energie et Environnement (2004): Quelle énergie grise au menu? Automne-hiver 2004.

Escher, F. (2002): Lebensmittelsicherheit und Produktqualität. Tagung landwirtschaftliche Forschung (TLF), Bundesamt für Landwirtschaft, ETH Zürich und Berner Fachhochschule Murten.

Europäisches Bürgerforum, Europäisches Komitee für die Verteidigung der Flüchtlinge und GastarbeiterInnen CEDRI (2004): Bittere Ernte – Die moderne Sklaverei in der industriellen Landwirtschaft Europas. Europäisches Bürgerforum, CEDRI, Basel.

Grüter, R. (2006a): Die Schweiz ernährt sich immer mehr «fremd». Agristat-News 1/2006, Schweizerischer Bauernverband, Brugg.



Grüter, R. (2006b): Unsere Vorratskammern liegen auf der ganzen Welt. Agristat-News 2/2006, Schweizerischer Bauernverband, Brugg.

Hänni, H. (2006): Schweizer Landwirtschaft – Der nachhaltigen Produktion verpflichtet. Schweizerische Gesellschaft für Ernährung, Bern.

IHA-GfK (2003): Deklarationen im Lebensmittelbereich. Auftragsstudie für das Bundesamt für Gesundheitswesen, Marktforschungsinstitut IHA-GfK, Hergiswil/Bern.

Jungbluth, N. (2000): Umweltfolgen des Nahrungsmittelkonsums – Beurteilung von Produktmerkmalen auf Grundlage einer modularen Ökobilanz. Dissertation Nr. 13499, Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich.

Jungbluth, N., Faist Emmenegger, M. (2004): Ernährung und Umwelt – Verbraucherinnen können viel zur Entlastung der Umwelt beitragen. Ernährungs-Info 2/2004.

Langnauer, O. (2001): Tierwohl. kagfreiland, St. Gallen.

Lüthi, J. (2006): Mündliche Auskunft am 3. 10. 2006. Schweizerische Zentralstelle für Gemüsebau und Spezialkulturen, VVV.

Neubert, S. (2001): Wasser- und Ernährungssicherheit – Problemlagen und Reformoptionen. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn. Internet: <http://www.bpb.de/files/PVXKIK.pdf>.

Prestegard, S.S. (2005): Multifunctional Agriculture, Non-Trade Concerns and the

Design of Policy Instruments – Applications to the WTO Agricultural Negotiations. International J. Agricultural Resources, Governance and Ecology, Vol. 4, Nr. 3/4, S. 232 – 245.

Proviande (2005): Der Fleischmarkt im Überblick. Proviande, Bern.

Richter, T. (2004): Black Box Bio-Konsum – Konsumententrends, -profile und -einstellungen. Vorlesung Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich.

Salmhofer, C. (2001): Unser Wintergarten in Almería. In: Gopal News 4/2001, S. 9, Internet: <http://www.kinomachtschule.at>.

Schweizerischer Bauernverband SBV (2005): Die Landwirtschaft in der Kostenfalle – Situationsbericht 2004. Schweizerischer Bauernverband, Brugg.

Schweizerischer Bauernverband SBV (2006): Produktionskosten – die Herausforderung für Politik und Praxis – Situationsbericht 2005. Schweizerischer Bauernverband, Brugg.

Sigrist, S. (2004): The New Eating Normalcy – Wie wir morgen essen. GDI-Studie Nr. 16.

Stiglitz, J. (2002): Die Schatten der Globalisierung. Siedler Verlag, Berlin.

Studer, C. (2003): Wasser im Essen. Symposium «Ohne Wasser keine Nahrung». Schweizerische Hochschule für Landwirtschaft, Zollikofen.

Tutkun, A. (2004): Meinungen über die Landwirtschaft und die Agrarpolitik: teil-

weise unverändert positiv und teilweise negativer – UNIVOX, Teil III, A Landwirtschaft 2004. Institut für Agrarwirtschaft, Zürich.

Wackernagel M., Rees, W. (1997): Unser ökologischer Fussabdruck – Wie der Mensch Einfluss auf die Umwelt nimmt. Birkhäuser Verlag, Basel.

Wepf, M., Zimmermann, J. (2003): Wasserküche. Edition FONA GmbH, Lenzburg.

Würtenberger, L. (2003): Import and Export of Agricultural Land Use – Quantification and Sustainability Assessment. Diplomarbeit, Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich.

Würtenberger, L., Binder, C., Köllner, T. (2004): Nachhaltige Landwirtschaftspolitik macht an der Grenze nicht halt. GAIA 13 (2004) no. 3.

<http://de.wikipedia.org/>

<http://doku.cac.at/tomatsolartikel2005.pdf>

<http://iq.lycos.de/qa/show>

<http://na.unep.net>

<http://www.suissegarantie.ch>

http://www.umbruch-bildarchiv.de/bildarchiv/ereignis/plastikmeer_almeria.html



Impressum

58

MITARBEIT AM SITUATIONSBERICHT

Herausgeber / Bezugsquelle

Schweizerischer Bauernverband
Laurstrasse 10
5201 Brugg
Telefon 056 462 51 11
Telefax 056 441 53 48
www.sbv-usp.ch
info@sbv-usp.ch

Projektleitung

Departement Wirtschaft und Politik

Projektkoordination

Simone Karrer

Mitarbeit

Christophe Eggenschwiler
Daniel Erdin
Karin Gafner
Silvano Giuliani
Nejna Gothuey
Anny Granges
Robert Grüter
Christophe Hauser
Sandra Helfenstein
Thomas Jäggi
Martin Rufer
Hans Rüssli
Josef Wüest

Konzept & Gestaltung

MACH Corporate & Werbung, 5401 Baden
Telefon 056 204 01 20
www.machbaden.ch

Satz & Grafik

SBV Administration

Übersetzung

SBV Übersetzungen

Korrektorat

Korrektorat Wort & Schrift, 5400 Baden
Telefon 056 221 77 53

Druck

Vogt-Schild Druck AG
4552 Derendingen
Telefon 058 330 11 11
www.vsdruk.ch

Bildmaterial

BauernZeitung, Bern
die grüne, Bern
agrarfoto.com, Kremsmünster, Österreich
Schweizerischer Obstverband, Zug
Agroscope Changins-Wädenswil, Wädenswil
Emmi, Luzern
Coop Schweiz, Basel
Samengärtnerei Zollinger, Les Evouettes
Schweizerischer Bauernverband, Brugg

Preis

Einzelexemplar CHF 20.–
ab 10 Exemplaren CHF 15.–
Preise exkl. 2,4% MWST und Versandkosten

